Die Nachtpost

von

Ed Golland

Eine Wochenschrift für Gesellschaft, Kultur und Moden

Redaktion und Verlag Breslau, Gartenstraße 10 Telefon Ohle 3432 Anzeigenpreis je Millimeter 15 G. Pfg | 4. Jahrgang * Nr. 48 * Preis 20 Pfennige | Geldsendungen an: „Die Nachtpost" von Ed Golland Postscheckkonto Breslau 78055

Die „Aada"-Clubs an der Spitzstraße

Polizeiverbot gegen „Alraune"

Eheskandälchen im Stadttheater * Tanz in der Tschepine

Was sagt die Handwerkskammer dazu? * Der gerettete Redakteur

Auf der Polizeiwache

Paule Kientopf, der erklärt, Tischler zu sein, ohne daß ihn je eine Menschenseele tischlern gesehen hätte, ist in der langen Straße, in der er bei einem Fräulein Hulda Eigenbrödl als Zimmerherr wohnt, eine sehr bekannte Erscheinung. Bekannt, doch unbeliebt. Denn Paule liebt es, alle Leute, denen er begegnet, anzurempeln. Reagiert einer darauf, dann wird Paule, auch ohne daß er betrunken ist, sachgrob. Er provoziert Tätlichkeiten, denn es gelüstet ihn, die Kraft seiner Muskeln praktisch auszuwerten. Eigentlich erscheint dieser Betätigungsdrang Paules als große Unklugheit, denn er täte weit besser und für sein Privatleben weit zweckdienlicher, wenn er alles vermeiden würde, was dazu dient, die öffentliche Aufmerksamkeit, vor allem aber die erhöhte Aufmerksamkeit der Polente auf sich zu lenken. Gute Freunde haben ihm das auch schon gesagt, aber Paule ist nicht zu helfen. Er kann nicht leben ohne zu pöbeln. Es muß eben auch solche Menschen geben.

Besonders die Gastwirte der Straße haben unter Paules Eigenart sehr zu leiden. Da er aus bestimmten, mit der Art seines Erwerbes zusammenhängenden Gründen, die Nächte nicht in seiner Wohnung, beziehungsweise in der des Fräuleins Hulda Eigenbrödl, zubringen kann, muß er eben wohl oder übel (mehr aber wohl) Kaschemmen aufsuchen, in denen er dann, Sommer oder Winter, dicht am Ofen sitzt und von dort aus die Gäste apostrophiert.

Heute schien Paule Kientopf seinen sanften und vergnügten Tag zu haben, denn er ließ sich willig und lachend von einigen Gästen, die er in der Kaschemme „Zum fidelen Penner" attakiert hatte, zur Revierwache mitschleppen.

„Guten Tag, Paule", begrüßte ihn der Kriminalwachtmeister jovial wie immer. „Was verschafft mir denn heute das seltene Vergnügen?"

„Weß ich", antwortete Paule, „da mußte schon die fragen, die mir herbestellt haben. Ich hette ja Hochpert machn könn aus ihn, aba de Schoße hat mir mal Schpaß jemacht. Warum soll ich nich ooch mall friedlich zu de Polente kommn? Ich bin doch jenau so janitet Luda!"

Nun traten die drei Männer vor, die dem Paule das Geleit gegeben hatten. Davon war einer der Wirt, der zweite ein Zigarrenhändler Brunglow und der dritte der Pferdeschlächter Joschke. Nun, da sie Paule am Ziel ihrer Wünsche sahen, getraute sich keiner von ihnen, klägerisch gegen Paule aufzutreten. Sie standen also vor der hohen Obrigkeit, ohne daß es einer von ihnen wagte, den Mund aufzutun. Paule sah einen nach dem anderen höhnisch an.

Schließlich blieb dem Beamten nichts anderes übrig, als den Kneipenwirt, den er auch persönlich kannte, nach dem Zweck seines Besuchs zu fragen: „Na, Herr Kromrey, weshalb sind Sie denn gekommen?"

Der dreht den Hut verlegen zwischen den Fingern: „Ja, wissn Se, Herr Wachtmeesta, det Ding mit Paule wird imma schlimma und schlimma. A ooxauft mir alle Jäste . . ."

„Hohoho," macht Paule. „Ick ooxauke? Dein olln Kate woll?"

„Et traut sich schon keena mehr in mein Lokal rin, wenn Paule drin is. A wird ooch mit jed'n Zaß rabiata und rabiata. Doch janze Mullen . . ."

„Du, Roost", grollt es hier dumpf aus Paules Kehle hervor, „laß mir jefälligst de Mecken in Friedn! Waste mit mir auszemachn hast, det mache aus, aba de Mecken lib Ruhe, jonst . . ."

„Herr Brunglow hier und Herr Joschke werdn bezeujen . . ."

Die beiden Herren sind nun mutig genug geworden, um zu nicken. Herr Brunglow trat einen Schritt vor: „Mein Name is Brunglow. Zigarrenhändler. Ich ooxehre ab und zu bei Kromrey. Meine Olle sagt et zwar nich jerne, aba de Menschn muß doch seine Bewegung jaben. Diese Abwechslung suche ich bei Kromrey. Dort trinke ich mein Schoppn Bier, mitunte ooch zwee. Det vollzieht sich in alle Ruhe, solange Paule nich da is. Wenn Paule vor mir da is, denn kehre ich an die Schwelle um, kommt a aba nach mir, denn beginnt a sofocht. Erscht tut a, als wenn mir Brüdschaft mitjamm jetrunkn hettn. Ick reajiere nich druff. Denn schiebt a von seine Bank uff, kommt uff mein Tisch zu und sitzt sich vor mir uff. „Na, Brunglow", kracht a, „alla Tabakfritze, haste jute Jeschäfte jemacht?" Weil ick imma noch nich valiere, denn schließlich hat a sich noch keene Unbeflichkeit zu schulden komm lassn, wird a noch zutraulicha: „Aba Mensch, Deine Olle hat da woll de Freese vapfiaftet, deshe nich rechn kannste! Wat?" Ick rehre mir noch imma nich, denn schließlich is meine Ehre noch unantastipt jeblibn. Da schickt Paule mit seine Faust auf'n Tisch, daß alle Weißbierjläse det Zittern bekomm und schreit: „Olla Oze, mat meente eljentlich, wen de vor Dir hast! wenn de nu nich eene Runde schmeißt, denn tauche ich Dir Deine Niebe in de Milleleina, deshe janz Berlin für een Mieselfeld ansieht, vaschteste?" Um Paule pun uff eene jute friedliche Weise loszuwerdn, rufe ick: „Hert Kromrey, eene halte Ente for Paulen!" — „Wat", schreit der, „eene kalte Ente? Nee, mein Lieba, een warmen Kognak! Scheemste Dir nich, olle Sau, Dir so lumpn zu lassn?" — Nut, um alln Weiterungen aus dem Weje zu jehn, bube ich sein Willn. Und nun beginn de Repporzein und Aprefsungen, bis Paule blau wird. Und denn is noch schlimma. Genmall kikt a mir und flaschp darauf hebt a det Glas und will et mir an'n Kopp schmeißn. Wir alle in de Kneipe, Joschke, Kromrey, ich und de anden sind beherzte Männa, aba jegn Paule is nischt auszurichtn. Und jestan Amd hat a noch jedroht, a würde mir uff de Schtraße ablaurn und mir kalt machn, wa a mir treffn sollte . . ."

„Hast Du das wirklich gesagt, Paule?" fragte der Wachtmeister. „Das ist eine gesetzliche Drohung!"

„Hab ick'n halt jemacht?" antwortete Paule. „Det Schtubbenpack nadient nich mall, det ma mit'm nakehrt. Der Brunglow und der Joschke solln Jott dankn, det ick hette in so janstichte Schtimmung bin. Wie ick schon uff det Tapeztn und Dotelfn einjeschielt bin! Wenn ick will, nehme ick den Brunglow mit eene und den Joschke mit de anden Hand . . ."

„Aber Paule, das ist schon wieder eine Drohung!"

„Hab ick ja denn schon jenomm? Und Kromrey, den olln Pennebost, nehme ich mir puerscht vor . . ."

„Ja, Paule, was die Herren hier erzählt haben, genügt, daß wir Dich hierbehalten können!"

„Mir hier behalte?" An der Stirn Paules schwoll die Ader.

„Nee, nee, Herr Wachtmeesta!" kam es fast unisono von den Lippen Kromreys, Brunglows und Joschkes, „det molln ma nu ja nicht! A soll unt nur in Ruhe lassn. Denn ham wa ja ooch nischt jesacht von!"

„Na, det . . .", sagte Paule nur. Dann: „Denn kan ick wol jehn, wat?"

„Ja". Paule entfernt sich schweren Schritts. An der Tür bleibt er noch einmal stehen, blickt sich noch den Männern um und spuckt aus. Dann schlägt er die Tür hinter sich zu.

„Wenn der nur wat ausräche, det wa'n los weren!" seufzt Brunglow.

„Ich hätte ihn hierbehalten, wenn Sie nicht Ihre Aussagen widerrufen hätten."

„Denn hette a uns janz beschtimmt bohl jeschlagen!" wimmert Kromrey.

„So wird a a hoichstent heite Nacht bei mir einbrechn!" philosophiert der Pferdeschlächter . . .

Leo Heller.

Harry Piel an die „Nachtpost"

Einer unserer populärsten Filmschauspieler, dessen Filme noch imstande sind, die Masse in Bewegung zu bringen und die größten Theater zu füllen, ist Harry Piel. Ein glänzender Artist, fast einzigartig mit seinen sensationellen Tricks, und zugleich ein hervorragender Schauspieler. Die Herren Hirschberg, die schon so manchen bedeutenden Mann nach Breslau brachten, unternahmen den Versuch, Harry Piel für ein persönliches Gastspiel in Breslau zu gewinnen. Vielleicht kommt dieses Zustande. Daß das Auftreten eines solchen Künstlers Zehntausende kostet, ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß Harry Piel heute einer der beliebtesten und daher auch am besten bezahlten deutschen Filmschauspieler ist. Trotzdem soll von der Phoebus-A.-G. Harry Piel nach Breslau gebracht werden. Wir wandten uns an den Künstler selbst, um von ihm Bescheid zu bekommen, wie er über den Plan eines persönlichen Auftretens in Breslau denkt. Sein Antwortschreiben sei hier im Original wiedergegeben:

Harry Piel. Berlin,

Sehr geehrte Herren!

Ich danke Ihnen für Ihre herzlichen Zeilen. Ich habe bereits Herrn Direktor Hirschberg bei seiner Anwesenheit in Berlin versprochen, daß ich, sobald es meine Zeit erlaubt, einmal nach Breslau kommen werde. Leider war es mir bis jetzt unmöglich, irgendwelche Gastspiele zu absolvieren, da ich dauernd mit der Herstellung meiner Filme beschäftigt bin, und in den kurzen Zwischenräumen durch Manuskriptarbeiten und Auslandsreisen meine Zeit voll in Anspruch genommen war. Ich hoffe, daß ich es möglich machen werde, evtl. zur Uraufführung meines neuen Films „Das Abenteuer im Nachtexpreß" nach Breslau zu kommen. Seien Sie versichert, daß es für mich stets eine außerordentliche Genugtuung ist, wenn ich mit meinem Publikum persönlich von der Bühne nur einmal in Berührung kommen kann. Leider habe ich durch meine angestrengte Tätigkeit so wenig Gelegenheit dazu. Ich bekomme aus allen Städten Deutschlands Einladungen, mich dem Publikum persönlich zu zeigen, und ich habe so wenig Gelegenheit, das möglich zu machen. Sie wissen ja auch, daß die deutsche Filmindustrie einen schweren Kampf gegen die amerikanische Konkurrenz kämpft, und daß wir alle auf dem Posten sein müssen, um uns zu behaupten, und das kann man eben nur durch dauernde neue Leistungen und die erforderliche angestrengte Tätigkeit. Meine obigen ausführlichen Erklärungen gebe ich Ihnen deshalb, damit Sie erkennen, daß es wirklich nicht an meinem bösen Willen liegt, daß ich bis jetzt nicht nach Breslau gekommen bin. Es war mir einfach aus Mangel an Zeit nicht möglich. Ich hoffe jedoch, es sobald wie möglich wahr machen zu können, mich wirklich Ihrem Publikum mal zu zeigen. Sie dahin grüßen Sie alle meine Anhänger auf das Herzlichste von mir, und seien Sie selbst von mir freundlichst gegrüßt. Ihr

Harry Piel.

Hausse in Konditoreien

Die Baisse auf allen Wirtschaftsgebieten und die allgemeine Pleite hat es nicht verhindern können, daß neben den schon vorhandenen Cafés und Konditoreien unserer schönen Stadt ständig neue entstehen, daß die vorhandenen umgebaut, renoviert und mit feinstem Geschmack ausgestattet werden, und daß offenbar täglich ein riesiges Quantum Torte und Schlagsahne mehr konsumiert wird, als noch wenige Tage und Wochen vorher.

Ein Café und eine Konditorei nach der anderen blüht aus den morschen Stöcken unserer heutigen Wirtschaft immer, eine nach der andern aus das andere, und manchmal auch — eine leerer, als das andere. Wie sahen hurz nach einander entstehen das „Café Boele" auf der Schmedtbachstraße, das „Café Frank" am Ring, bevor steht uns ebenfalls am Ring, und zwar angeblich in den Räumen einer großen Pelzfirma, ein Café Rumpelmeyer. Cafés auf der Klosterstraße, Neusser, Gartenstraße und am Sonnenplatz erneuerten und verzinsten sich von oben bis unten, und wie Pilze schießen in dieser Zeit wirtschaftlicher Not und allgemeiner Pleite eine Hausse in Cafés und Konditoreien die bedenklich stimmen muß. Nun war es allerdings so, daß diese Bauspäten bisher eigentlich zu über Zeit, in der Inflation ebenso wie in der Zeit der Stabilisierung besucht waren und voll auf ihre Rechnung kamen. Es kommt auch die Gegend an, in der ein Café liegt, und auf das Publikum dieser Gegend, aber trotzdem bei den bestehenden Cafés hatte ein paar Stunden lang keine Hochbetrieb am Tage, von dem es heute und durch den es, wie man im Volksmund sagt, sich gesund machte. Zweifellos ist in den Cafés und Konditoreien enorm viel Geld verdient worden, besonders noch in den billigsten Zeiten, wo man für das Pfund Brot, das heute noch in keinem Verhältnis zu den Festtagsbroten, auch wenn man sehr hohe Spesen und Unkosten rechnet. Bemerkt hier diese Aufsatze ist wohl die von vielen Cafés unter ungeheurem Kostenaufwand betriebene Renovation und Modernisierung. Auf diese Art hat Breslau tatsächlich ein paar Cafés erhalten, die es mit gleichen Gebäuden in anderen Großstädten, was Ausstattung und Geleistetes, Geschmack, Raumkunst und Innenmalerei betrifft, durchaus aufnehmen können.

In der letzten Zeit aber will es scheinen, als ob es bei den Cafés in Cafés bei bestimmt abflaute. Es ist nicht mehr nötig, auch viele Leute, die sich bisher noch ihre Tasse Kaffee und ein Stück Torte leisten konnten, darauf verzichten müßten. Man trifft die schönsten und bisher bestbesuchten Cafés zu Tageszeiten, wo man es vor wenigen Wochen noch nicht gewohnt, daß sie leer, oder doch nicht voll. Cafés im Zentrum der Stadt greifen zu Lockmitteln für das Publikum, deren man bisher nicht bedurfte. Das „Café Residenz" hat mit einer Werbekapelle zweifellos einen Zug ins Publikum gekriegt. Es muß man die Kosten dieser Kapelle nicht, weiß man nicht, ob er sich finanziell so gut auswirkt, wie man dem Besuche nach annehmen könnte. Andere Cafés aber sind leer geworden, sogar diejenigen, die nach Schluß der Theater und Konzerte noch bis vor kurzem einen lebhaften Besuch aufwiesen.

Nach allen diesen Indizien darf man wohl sagen, daß die Wirtschaftskrise jetzt bereitzige Formen angenommen hat, daß auch der Stand der Kaffeehausbesitzer mit in diese Krise hineingezogen wird, und das zweifellos umso heftiger und schmerzlicher, je mehr neue Konditoreien wir noch erleben werden.

Sonnell wir unterschätzt sind, ist es zwar wahrscheinlich nicht mehr fern, wo auch hier die ersten Pleiten einsetzen werden. In der Inflationszeit hat man alle verfügbaren Räume in Kinläppe und Ekärtsluden verwandelt. Es sind meistens längst wieder verschwunden. In der Zeit der Stabilisierung wurde mit Torte und Schlagsahne Trumpf. Aber auch hier ist der Höchstpunkt der Entwicklung bereits überschritten. Das Bedürfnis der Bevölkerung ist überreichlich gedeckt, und alles Mehr kann nur von Schaden sein.

R. D.

Der gerettete Redakteur

Herr Tintenschlucker, der Lokalredakteur einer Breslauer bekannten Tageszeitung ist von einer plötzlichen geistigen Störung befallen worden . . . Der Patient lebt in dem Wahne, daß die Ausbreitung des Bolschismus in absehbarer Zeit sämtliche Zeitungen und somit sämtliche Redakteure überflüssig machen wird. Es fielt, von seiner Idee besessen, sich und die Seinen bereits am Hungertuch nagen.

Ein kleines Stück hinter der Kirche von Sankt Elisabeth, also schon ziemlich weit draußen in der Vorstadt, befindet sich ein kleines Lokal, das von außen nicht den geringsten auffälligen Eindruck macht. Es fielt aus, wie hundert solche Destillen aussehen: ein kleines Schaufenster, in dem ein paar Plakate über einigen leeren Schnapsflaschen hängen und sonstige Reklamebilder verderben das Aussehen. Dieses führt Ueber ein paar Stufen gehts durch die schmale Eingangstür ins Lokal. Vorn wie überall ein Büfett, hinter dem die Galonen gefüllt werden, und eine nicht mehr ganz junge Wirtin die Biergläser füllt. Ringsum ein paar angedeutete Tische. . . . Es kann vorkommen, daß die Arbeiter sitzen, hin und wieder auch eine vergrämte Frau, die ihren Mann aus der Kneipe holt. Das kleine Lokal

R . . . in der Gräfischener Straße

aber hat vom Büfettraum noch eine zweite Tür, die in einen kleinen Saal führt. Hier stehen lauter Tischchen, ein paar Schlafsofas daumein von der niedrigen Decke, hinten steht ein Klavier, auf dem ein unermüdlicher Mustker einen Schlager nach dem anderen herunterhaut. Und — die Gäste?

Die Gäste, die diesen Saal jetzt mehrmals in der Woche in offenen und geschlossenen Vergnügungen bevölkern, sind erst seit einiger Zeit zugewandert. Deswegen verkündet das Lokälchen unter dem Arb aller unbefriedigt. Es ist noch nicht gewohnt, daß sich jetzt Gäste find die von der „Liebe Wissenschaften", wie man pathetisch sagen könnte, obwohl sie der Liebe sehr wohl, nur nach ihrer eigenen Art huldigen. Man hat sich in neuerer Zeit sehr viel mit der Homosexualität beschäftigen müssen, grosse Bücher von Künstlern haben sie plötzlich Spielart der sogenannten normalen Menschen eine Lanze gebrochen, und tatsächlich hat heute die Homosexualität im öffentlichen Leben einen Einfluß gewonnen, der ein ernsthaftes Beschäftigen mit ihr unbedingt rechtfertigt. Es ist noch fast gar nicht bekannt, daß eine Strafgesetzbuch in der Hand wohl verbrecherischer Neigungen behängen kann, niemals aber eine natürliche Veranlagung. Und die Bilfenschaftler und ernsten Homosexuellen behaupten, daß ihre Veranlagung ebenso natürlich sei wie bei der normalen Menschen und keineswegs die Folge einer Lebensweise und ausschweifenden Lebensmandels. Mögen sich die Gelehrten streiten. Fest steht, daß der berüchtigte § 175 nicht viel ausgerichtet hat, daß die Strafe bestimmt nicht geeignet ist, der Verbreitung der Homosexualität keine Schranken setzen kannte. Zweifellos liegt darin eine Gefahr für das ganze Volk, und sobald in die homosexuelle Sphäre Jugendliche hineingezogen werden, deren Gesinnungen noch nicht klar und unsicher ist, wird diese Gefahr akut und fordert dringend Abhilfe.

Die Homosexuellen betreiben für ihre Veranlagung in zahlreichen eigenen Zeitschriften und Broschüren eine ausgedehnte Propaganda, die man ihnen nicht übelnehmen kann, solange sie unter dem Druck eines so verwerflichen Gesetzes stehen, wie es der § 175 ist. Sie haben sich im „Bund für Menschenrechte" organisiert, der überall für die Homosexuellen eintritt und ihre Rechte noch dem Gesetz wahrt, sie vor allem auch gegen Erpressungen zu schützen sucht. Sehr geschickt aber wird die Homosexualität der Homosexuellen, die ein außerordentlich wichtiges Ereignis in der Kultur der Gegenwart und natürlich nicht im geringsten auf die Grenzen Deutschlands beschränkt ist, durch die Tatsache, daß die Homosexualität auf den Boden der Homosexualität übertragen zu werden glauben, ihr dort am sichersten und vielleicht am einträglichsten frönen zu können. Gegen solche Kreise, die unter irgendwelchen phantastischen Namen Amüsierbetriebe aufmachen, die über kurz oder lang die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich ziehen, werden die Homosexuellen, die natürlich, sich selbst am heftigsten wehren. Denn ihre Bewegung ist eine Kulturbewegung, aber keine Feld des erotischen Amüsements.

Es scheint fest, als ob in den kleinen Lokal auf der Gräfischener Straße sich ein oder mehrere derartiger Amüsiersäulen ausgebaut hätten. Als ich das Lokal besuchte, wurde gerade ein neuer Klub gegründet. Ein Vorstandstisch saßen ein paar ältere Herren und eine mehr noch ganz jugendfrische Dame mit einer männlichen Stimme und männlichem Haarschnitt und forderten die anwesenden zwanzig Personen auf, sich in die Mitgliederliste einzutragen und die Statuten, die nicht aus den Händen gegeben werden könnten, am Vorstandstisch einzusehen. Man spielen Lebensspiele und tut so, als sein, was der in den Bausen sich entwickelnde Tanz aufs deutlichste zeigte. Es tanzten nur Männer mit Männern und Frauen mit Frauen. Was für Männer und was für Frauen! Ein paar junge Lebemänner mit saftigen Gesichtern und ausgehenden Haaren, ein paar bäuerlich-mänmlich aufgemachte Mädel. Auffiel in der seltsamen Gesellschaft ein großer, schlanker Herr, Typ des ehemaligen Offiziers, mit-Mark ergrauendem Haar und Bart, der sich gerade mit einem jungen Mädchen, Wahrscheinlich hatte er erwartet, hier eine ernste Gruppe kultivierter Homosexueller zu treffen, die sich über das Problem ihres Lebens unterhalten, und nicht gefunden. Ich weiter gefunden als einen zweifelhaften Amüsierklub in einem minderwertigen Vorstadtlokal.

Da die Gräfischener Jugend schon auf das Lokal aufmerksam wurde (auch als ich es verließ, sahen ein paar fechzehn-, siebzehnjährige junge Burschen im Büfettraum und suchten einen Blick in das Gesellschaftszimmer zu erhaschen), das Lokal ist so beschaffen, daß es harmlos und ungefährlich als es von außen aussieht. Gegen ein anständiges Lokal, in dem sich die durch gleiche Veranlagung miteinander Verbundenen zu geselligen Beisammensein finden, wäre gewiß nichts einzuwenden. Aber gegen ein Amüsierlokal, das gewissenlosen Geschäftsleuten fester des Amüsements wegen in die Sphäre der Homosexualität stoßen, die ihnen keine Angelegenheit der Natur und der Seele ist, gibt es allerdings Gründe. Und der möchten dann auch die Eltern der Jugend, die bestimmt durch die bloße Betrachtung der widerlichen „Rufüüne", wie sie u. a. hier aufgeführt, werden, keine sittliche Förderung erfährt!

A. Bornberg.

In Yokohamas Liebesstadt

„Nektarine Nr. 9" — Europäische „Kultur" — Der Publikopf im Yoshiwara.

Nichsen kangmi wollten wir dem Viertel der Liebe und Freude von Yokohama einen Besuch abstatten. Weil man der Bay verständigt, Nichsen kangmi wollten wir dem Viertel der Liebe und Freude die getreuen Mitschakulis, die, wie immer, in dem Garten unter ihrem Holzpersönlichen hockten, mit zwei ihrer leichten Mägelchen vor dem Eingang. Die kleinen Papierlaternen an der Wogendeichsel wurden angezündet, wir stiefelten durch die Straßen, die wie jede japanische Stadt, unter lautem „Gai, hai, hai!" zwischen den immer zahlreicher werdenden kerzenrippelnden Gestalten dem Ziele zu. Natürlich hatten wir oben auf dem Bluff-Berge bereits den Kulie das Zauberwort

„Nektarine Nr. 9"

zugeflüstert. Dieses versteht der armselige Kuli, der eine Mitschaten eigen nennt. Der Europäer spricht das Wort leicht aus, der Kulie begreift es, so er sofort in maximo Wiltzen vertrin gegogen hat. „Nektarine Nr. 9" ist nämlich nicht das einzige in

Yokohamas Liebesecke

liegende Haus, besonges hat man auch Nr. 9 hinzugefügt, damit keine Verwechslung entstehen kann. Denn gerade Nr. 9 ist das Original, wie mit schon ein Kenner, der dem Geschäftsbetrieb, der mit dabei die Vorzüge dieser Stätte in den glühendsten Farben zu schildern wußte. Ich hatte von dem Erzähler den Eindruck gewonnen, daß er die Hauptzeit seines Aufenthaltes in Yokohama dem Nektarine Nr. 9 gewidmet, obgleich er behauptete, „nur" oder „zwei" dort gewohnt zu haben.

Zunächst also trieb uns die Neugierde in dieses Haus, das sich des „besten Rufes" scheinbar erfreute. Bereits nach einer kleinen halben Stunde erreichten die gleichfüßigen Jahrer das hohe Tor, das das hellstrahlende Yoschiwara mit seinen grohen Häusern von den niedrigen Holzhütten der im Dunkeln liegenden, umgebenden Vorstadt trennt. Zwei Laternen am Eingang und ein Polizeipolizei stehen mit noch dabei, dann aber geht es hinein, hinein, der breiten, aber kurzen Straße, die sich bald wieder in größere Querzaßen teilte. Ein bis hogen unsere Kulis ein, wo am Ende ein fast europäischer Wilsenhaus sichtbar wurde. Bald rollten die Kurumas in den mit einem Glasdach versehenen Vorraum, die Menschenpferde standen, die Deichseln senkten sich, das Parabies, „Nektarine Nr. 9", war erreicht.

Unter vielen Verbeugungen beeilten sich Dienerinnen, uns zu bedaufkommen. . . . Hastenden Schrittes kamen Geishas und Geiselschmatzerin die kleinen Mädchen dabei fortwährend. Ein männlicher Japaner, offenbar ein Geschäftsführer oder ähnliches, näherte sich bereitzigst sich tief, rieb die Hände an seinen Knien, schnaubte in der bei den japanischen Dienstleuten üblichen Weise und fragte: „Nan wo kashimasshoka?" („Wobuch kann ich dienen?") Eigentlich an diesem Orte eine recht überflüssige Frage. Geishelfen versuchte er sogar Englisch zu redebrechen, uns die Preise im Wirtshaft hinzuzählen. Die Kulis, die einen Blick nach ihm gewichteten, schoben ihre Mägelchen beschelben an eine Seitenwand des Hofhauses, um auf unsere Rückkehr zu warten. Uebrigens das erste Hinsehen aus europäisch gefüllten Haufes befand darin, daß keine Geishe abgelegt werden brauchten. Das Innere strahlte in hellem Lichterglanz, natürlich elektrische Beleuchtung, und zeichnete sich durch eine feine Ausstattung aus. Nicht überflüssig viel Gold und Buch, wie es gewöhnlich in derartigen Häusern an der Tagesordnung, sondern alles gediegen. Im Vorübergehen fielen die Blicke in offenstehende, grobe, japanisch gehaltene Empfangsräume, aus oder führte man in ein intimisches Salon. Hier stand ein Tisch, ein paar schmiedeten Stühlen Platz, die um einen ebensolchen Tisch standen, den eine mächtige Vase aus holzbestem Porzellan, empfindlich mit blühenden Blumenzweigen, ziierte. Im Hintergrund war ein reichdarstellendes Bild, Wandschirm mit allerlei mögischen Getier darauf. Kleine, geschäftige Nesans, wie man die Dienerinnen benennt, schlüpften um uns herum, irgendeines Wunsches gewärtig. Japanischen ging es draußen mit lautem Geklapper vieler Holzsohlen die Treppe hinauf. Ein Trippeln um uns herum, ein Wispern, ein Geplauder, ein Dinge wurden, die ich kommen sollten. Die Tür öffnete sich, ein Geishe fuhren herab zurück, und eine hinter der anderen kamen die lieblichsten und zierlichsten Schönen Nippons zum Vorschein. In Tausendfacher Farbenpracht, in allen Farben leuchtend, den Gesichtzirkel hinten zu einer mächtigen Schleife aufgebauscht, stellen sie jetzt eine bunte Reihe. Freundlich lächelten eine die weißgepuderten Gesichter zu, liebenswürdig aufsprechend, lenkten die Blicke auf die Wahl sie treffen würde. Kunstvoll war, daß nicht alle die typische japanische Frisur, den hohen Aufsatz, trugen,

sondern manche hatten beinahe europäische Frisuren, selbst Bubikopfe,

was ich bisher nur in Hongkong bei Japanerinnen, die eine bekräftigte Kopfbedeckung, gesehen, gefallen. Aber alle Blicke gelangten in ihren schwarzen Haaren alle möglichen Farben, von der mehr roten Blume bis zum kunstvollsten Gegenstand. Haarschleifen aus Goldgeschell, Seide, glänzende Nadeln, kostbare Spangen, mit bunten Steinen und Perlen besetzt, Blumen, Blumen, Blumen, kurz jetzt der Kleinen das Haar vollständig aufgelöst über die Schulter lang herunterfallen. Erwartungsvoll sah ing der Preisten der Preise 9 an, ob wir einen Entschluß gefaßt; als wir jedoch keine Anstalten trafen, um für eines der Mädchen Wünsche zu interessieren, gab der ernsig Grinsende ein kaum merkliches Zeichen mit der Hand, worauf sogleich mit dem gleich freundlichen Lächeln alle die Verschwächten hinausstellten. Ein Klatschen in die Hände, ein neues Zeichen, daß sie hinzu heran, es schien schon bisselbst auf das Signal gewartet zu haben. Geputzte Puppen wie die ersten. Das wiederholte sich noch einige Male, bis vielleicht die die dreißig bis vierzig Neuen passiert hatten und wir schließlich genug gesehen hatten, um uns zu entscheiden, da es bekannt, daß derartige Häuser oft noch einmal so viel weibliche Wesen zur Verfügung haben, ja, sie sollen sich sogar gegenseitig damit aushelfen.

Der „Meister des Vergnügens"

schien es nicht weiter zu verübeln, daß uns seine „Girls", wie er sie nannte, kein näheres Interesse einflößten, zumal wir bei den Neuen Getränke bestellt, um die Wartezeit bis zum Erscheinen der Neuen mitkam. Im Gegenteil wurden wir sogar aufgefordert, uns das Stabilisiemente näher zu beschäftigen. Das taten wir denn auch, und es lohnte sich wirklich. Wie uns bekannt, gab es zwei verschiedene Klassen, die in der Ausstattung und im Preise verschieden waren, und sonstigen zweiteilen Zimmer mit Betten als auch rein japanische Räume. Selbst Bäder waren vorhanden. Große Becken mit glimmenden Kohlen, aus kunstvoller Bronze angefertigt, . . . Kunst schon, eine behagliche Wärme ausströmend, . . . Kunst schon, . . . nirgends fehlte das schmackhafteste Gerät. Selbst beinahe einen Tischtelerzen schnäck, das die Japanerin braucht, um ihre Frisur lange lang zu schonen, indem sie ihre Nacken auf das Holz legt, wobeim das Haar beim Schlaf nicht in Unordnung gerät. Ueberall lagen die vielen Geschichten, die so eine gleichfalls Japanerin für ihre Toilette braucht, in niedlichen Lackkästchen, silbernen Schälchen und Porzellanteilerchen. Ein europäisches Auge kann sich gar nicht satt genug daran sehen, es ist entzückt. Und denn erst die Im Stil des Zimmers gehaltenen zierlichen Bettchen. Eine niedrige Schwelle, sauberste Strohmatten, ein kaum von dem Boden sich erhebendes Tischchen, darauf ein Gefäß mit blühenden Kirschzweigen oder anderen Blüten, in einer Ecke eine zierliche Kommode, das schien in glänzlich die ganze Einrichtung zu sein, einfach und doch voll Poesie. An den Wänden ein schön gemalter Spruch oder ein Kakemono mit phantastischen Zeichnungen, Drachen, Ungeheuer, Reihern, Fischen und Lotosblumen, alles durcheinander, Bemalen ein Wunschstrien oder ein Wunschkrünchen in einer Nische. Alles leer, unbewohnt, nur auf den Gast und die Schöne wartend. Wunschmal freilich war jetzt der Geschmack der Bewohnerinnen, die bei den zwischenfenden Sandalen verrieten, daß dieses Heiligtum nicht verlassen sind.

Nun führte man uns auch in die Abteilung, wo die Wohnräume der Mädchen lagen. Jede beste Kre Zelle, das ist das beste Kuse-Zimmer, das es überhaupt gibt, freilich hatten wir bei einer regelrechte Wahrung, das man uns die Favoritinnen der Besucher, ihr Einkommen gestattete den Luxus mehrere Zimmer. Trotz der vielen verschiedenen Dieser aber oder ja gerade deshalb, keiner Zank, keiner Streit, keiner Geschicher drangen an unser Ohr, denn die Kleinen hochten, sodaß sie mit ihrer Gerbestube fertig waren, zusammen um das Kohlenbecken. Eine Wirtschaftrin, die der Japaner „Kochsan" nennt, hatte alles in Ordnung gebracht, die Tischtücher, die Schüsseln, die Gefäße, die Gegenstände der Miniaturzimmerchen. Ungeniert sahen sie die trennende Schiebewand, wenn eine solche überhaupt vorgezogen, hinweg, doch die niedlichen Bewohnerinnen schienen an solche Gänzen gesehen gewöhnt zu sein und taten so.

freundliches Kopnicken

als Erwiderung für uns Eindringlinge. Auf einmal erscholl ein Händeklatschen durch den Gang, ein paar uns unverständliche Worte wurden gerufen, und ein Schwarm der leichtgeschürzten Girls verschwand, als ob sie Erdboden, etwas tun, um uns zu machen, wo ein neuer Besucher ihrer harrte.

Wir benutzten diese Gelegenheit, da das dortige Yoshiwara heute auch noch Sehsightig nennen sollte, uns zu beraten. Bei der Mädchenschar und Tingmingsalon fiel uns noch ein kleiner Hauschrank auf, vor dem die niedlichen Sünderinnen ihre Andacht verrichteten, und vor dem alle möglichen Speisen und Blumen als Opfer niedergelegt waren. Auch einen eigenartigen Gebrauch, auch in solchen Häusern Glaubige zu finden, je es soll sogar, wenn ich recht berichtet wurde, vor Beginn der Geschäftsstunde ein gemeinsames Gebet von den Hausältesten stattfinden. In den Empfangsräumen merkten wir Kreise die Nesans auf uns mit frischem Tee. Wir banaten und zahlten. „Arigato, arigato!" („Danke, danke!"). Tiefe Verbeugungen der zierlichen Dinger. Auch die Chaisen und die Dienerinnen, die uns zum Empfang gekommen, erhielten „Makoto ni" („Gott gut sind sie!") Nun war noch der Geschäftsführer zu erledigen. Er stand in halbgebeugter Haltung an der Tür, in der Hand zwei Karten, die er uns jetzt überreichte. Dankgewirig betrachteten wir jetzt diese Reklamemarken, die uns für „Nektarine Nr. 9" in englischer Sprache, an der Seite japanische Schriftzeichen. Das Haus wurde als „First Class" bezeichnet, nur Nachahmungen gemacht, und selbst die Empfangsmarken sind mit der Bemerkung versehen, daß Japan Ferland sich auf der Rückseite die Abbildung des einstöckigen Gebäudes nebst Garten, oben am Giebel prangte, deutlich sichtbar, „A. Bornberg.

Wir sagten dem Japaner einige Höflichkeiten, er bankte, schmunzelte und pog den Hinten Mütze, was es japanische Höflichkeitsstelle versteht, wenigstes sich kennen, nach einmal, schließlich ein drittes Mal, nickel er die Knie beugte, es fehlte nicht viel, so hätte er mit der Stirn den Boden berührt. Nachdem es genug des grausamen Spiels war, verschwanden wir. „Mata oment kakarimasho!" („Auf Wiedersehen!") ertönten hinter uns die zarten Stimmlein der Dienerinnen.

Dr. phil. K. P.

Das Stadtgespräch

Gloganer Brief

Es gibt heute so viele Pleiten, daß man sich über eine neue gar nicht mehr aufregt. Anders ging es jedoch der Gattin eines hiesigen Kaufmannes. Als die Frau von dem Konkurse ihres Mannes hörte, verlor sie vor Schreck das Gehör. Ihr Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage. Sie ist Mutter von acht Kindern. Den Mann unterhält seit längerer Zeit ein Verhältnis mit einem Fräulein J. Trotz des geschäftlichen und familiären Unglücks ging er auch weiterhin in ihre Wohnung, bis es seinem Sohn und Schwiegersohn zu bunt wurde. Sie gingen beide in die Wohnung des Fräulein J., um den saubern Herrn nach Hause zu holen. Er rief sich zuerst verleugnen. Doch als sie die Polizei holen wollten, rief sich der Herr selben. Zu Hause bekam er dann eine gehörige Tracht Prügel.

Was macht Hirschberg?

In unserem braven Hirschberg ist wieder einmal der Teufel los. Eine Maschinenpuhersfrau hatte ihr Stiefkind, einen elfjährigen Jungen, so mißhandelt, daß er vierzig blutunterlaufene Schwielen am Körper hatte. Jetzt kann sie vor den Staatsanwalt, der das Verfahren einstellen mußte, da ein Antrag auf Verfolgung nicht vorlag.

Ein hiesiger Kriminalbeamter, der sich durch den Polizeiwachtmeister von Hirschberg dadurch zurückgesetzt fühlte, daß jüngere neu eingestellte Kommis vor ihm den Vorrang erhalten haben sollen, unternahm einen Selbstmordversuch. Er kam mit dem Leben davon, aber beide Augen sind ausgeschossen.

Alte Liebe rostet nicht. Eine ältere Frau, eine energische Dame, die sich von ihrem Manne nicht viel sagen läßt, hat in Abwesenheit ihres teuren Ehemannes öfter einen alten Liebhaber bei sich, aus der Zeit, als sie noch hübsch und jung war. Wenn die Nachbarn ihr ihre eheliche Untreue vorwerfen, meint sie nur entschuldigend: „S is a oaler Liebsler vun mir, a gipt meenem Jungen immer fünf Biehma fürs Daableibe . . . . .“

Die Gerichtsvollzieher in Hirschberg haben viel zu tun. Das Finanzamt wurde in das frühere Garnisonlazarett versetzt. Der Magistrat läßt gepfändete Klaviere, Klubsessel, Spiegel und alles andere verkaufen, um seinen leeren Stadtsäckel zu füllen, und in nächster Stadtverordnetenversammlung soll der Antrag eingereicht werden, eine Hundekopfsteuer einzuführen.

Es tut sich was in Hirschberg!

Was macht Hirschberg?

Schinderlöhne in den Gefängnissen — Fünf Mark Verdienst für fünf Jahre Arbeit — Und dann „rückfällig“ . . .

In den letzten Monaten brachten illustrierte Zeitungen und Magazine häufig Bilder aus deutschen Gefängnissen. Diese Aufnahmen sollen der Oeffentlichkeit Kunde geben, welch humane Prinzipien beim Strafvollzug heute zur Anwendung kommen. Man sah die Gefängnisse in hellen, luftigen, behaglichen möchte man sagen: mit allem Komfort eingerichteten Zellen; andere Bilder zeigten die Gefängnisinsassen in neuzeitlich ausgestatteten Arbeitssälen bei produktiver Beschäftigung; oder man sah die Gefangenen auf den grünen Rasenflächen der Gefängnishöfe sich bei Sport und Turnspielen vergnügen.

Die Aufsätze, die diese Bilder umrahmten, mußten in dem Leser den Eindruck erwecken, daß es gegenwärtig so sei, ein paar Wochen oder Monate im Kittchen zu sitzen. Vorbei die Zeit, wo der Gefangene nichts wie eine Nummer war, der in dumpfer Zelle hockte (und dabei geistig und körperlich verkam), bis seine Strafzeit abgelaufen war; vorbei die kurzsichtige Beschäftigung des Werggupfens oder Tütenkleben, höchstens Schwachsinnige oder Psychopaten neuen mit solcher „Arbeit“ beschäftigt. Die Gefangenen verbringen bei produktiver Beschäftigung ihre Strafzeit, sie werden nach Möglichkeit in ihrem Berufe beschäftigt, man sah sie auf den erwähnten Bildern in Schuster-, Schneider- oder Tischlermeisterkästen. Ungelernte Arbeiter, die eine längere Strafe zu verbüßen haben, finden Gelegenheit, einen Beruf zu lernen, der ihnen nach der Entlassung eine Existenzmöglichkeit bietet. In Jugendsälen, Jugendvollzugsanstalten wird alles getan, was sich nur irgendwie mit dem Zwecke des Strafvollzuges vereinbaren läßt. Sie erhalten durchaus einwandfreie und ausreichende Ernährung, die sie gesund erhält und ihre Arbeitskraft nicht mindert; in Gemeinschaftszellen werden sie von den Gemeinschaftsvorschaften unterrichtet; intellektuellen Gefangenen ist sogar Gelegenheit geboten, fremde Sprachen, Stenographie und anderes Nützliche zu lernen; private und staatliche Fürsorge ist bemüht, die Entlassenen während der ersten Wochen wiedererlangter Freiheit zu Hilfe zu stehen, ihnen Unterkunft und so Arbeit zu beschaffen und Rückfälle in alte, üble Gewohnheiten zu verhüten. Das Gut Paulinenhof bei Glogau das vor kurzer Zeit seiner Bestimmung übergeben wurde, ist eine nach humanisten Prinzipien errichtete Musteranstalt, wo eine große Anzahl entlassene Strafgefangene wieder zu geregelter Tätigkeit erzogen und der bürgerlichen Gesellschaft zurückgenommen werden sollen.

Wie gesagt, der Leser, dem diese Bilder und Aufsätze in den illustrierten Zeitungen vor Gesicht kommen, muß zu der Ueberzeugung gelangen: so ein Gefangener führt ein wahres Schlaraffenleben. Der Staat sorgt für ihn in wahrhaft rührender Weise, und der Strafling hat es besser als mancher Arbeiter da draußen, der sich schinden und plagen muß, und der aller Plackerei kaum den kärglichsten Unterhalt verdient.

So begrüßenswert und notwendig die Reformen auf dem Gebiete des Strafvollzuges auch sein mögen, die Bilder und Aufsätze, die mit an diesen Reformen zu Gesicht bekommen, sind nicht nur irreführend, sie sind, für den Nachdenklichen fast noch mehr erklärtenwert. Neben so hoch eine deutsche Sprache, daß alle diese Neuerungen und humanen Einrichtungen vorläufig noch Einzelerscheinungen, man möchte sagen: noch Ausnahmen sind.

In zwei Jahren gangen liegt es mit dem Strafvollzug noch sehr im argen. Im der Hauptsache ist es noch so: der Gefangene verbüßt seine Strafe und wird dann, wenn diese abgebüßt ist, einfach entlassen. Weltfremdes gelingt es nicht, ihm sofort eine Arbeitsstelle zuzuweisen, der Entlassene, während der langen Haft weltfremd geworden, der den Forderungen des Tages Entrückte sieht ohne Fassungsmittel vor dem Tore, durch das er eben in die Freiheit geschritten ist. Was er während der langen Haft verdient hat, reicht gerade hin, um sich wieder mal eine anständige Mahlzeit, ein langersehntes Getränk zu leisten. Also schon wenige Stunden nach der Entlassung ist der der Freiheit Wiedergegebene meistens völlig mittellos, und wenn er keine Freunde oder Angehörige hat, die sich seiner annehmen, ist der Rückfall ins Kriminelle fast eine Selbstverständlichkeit. In einer Zeit, da der unbescholtene, arbeitslose Arbeiter sich vergeblich um Beschäftigung bemüht, wo soll der mit dem Odium des Vorbestraften behaftete Arbeitsuchende eine Verdienstmöglichkeit finden.

Vor uns liegt ein amtliches Dokument, das eine wahrhaft erschütternde Sprache redet. Ein Entlassungsschein des Breslauer Gefängnisses in der Kletschkaustraße, auf dem mit halten Worten diese grausam schmerzvolle Tatsache zu lesen ist:

„Der Arbeiter . . . ist heute nach Verbüßung einer Freiheitsstrafe vom 14. 6. 1920 bis 14. 5. 1925 (!!! Die Red.) aus der diesseitigen Strafanstalt entlassen worden.

Bei seinem Abgang hat er erhalten an Arbeitsverdienst:

5,51 Mark.“ Unterschrift.

Nun wird der Leser nicht meint, daß hier ein Irrtum vorliegt, sei diese Zahl noch einmal in Worten wiederholt: **Fünf Mark und einundfünfzig Pfennige!!!!**

Diese fünf Mark und einundfünfzig Pfennige sind der Verdienst für fast 3000 Tage ständiger aber regelmäßiger Arbeit in enger Gefängniszelle. Nach seinen eigenen Angaben war der Gefangene fünf Jahre hindurch mit der Herstellung von Pantoffeln und zuletzt mit Arbeiten für die Gefängnisverwaltung beschäftigt. Während dieser fünf Jahre hat er unzählige Paare von Pantoffeln hergestellt, unzählige Male die Treppen und Höfe des Gefängnisses gekehrt. Gewiß hat er außerdem freie Wohnung, Beköstigung und „Bedienung“, gewiß hat er sich von seinem Arbeitsverdienste hin und wieder einige „Bedürfnisse“ zur Aufbesserung der trugalen Gefängniskost geleistet, ein halbes Pfund Margarine, ein paar Röllchen Kautabak, ein Endchen billige Wurst. Aber selbst wenn man dies berücksichtigt, sind diese fünf Mark einundfünfzig Pfennige ein Schandverdienst. Kein Schandverdienst im barbarischen Sinne, sondern es ist gewaltig hohen, seine menschlichen Arbeitskräfte so schändlich zu belohnen.

Fünfundvierzigeinundfünfzig Pfennige in 68 Monaten. Das ist ein Verdienst von zwei Pfennigen in der Woche!! Oder mit anderen Worten: der Gefangene hat fünf Wochen arbeiten müssen, um die Zehn-pfennigmarke, die er für einen Brief an seine Angehörigen benötigte, zu verdienen.

Und wie ein blutiger Hohn mutet es an: die Gefängnisverwaltung, die dieses Dokument der Schmach ausstellte, gibt auf dem gleichen Dokument bekannt:

„Eine zweite Ausfertigung (dieses Entlassungsscheines) wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr von 50 Pfennigen erteilt.“

Also: für die „mühevolle“ Ausfertigung eines Formulars, eine Arbeit, die ungefähr eine halbe Minute in Anspruch nimmt, läßt sich die p. p. Gefängnisverwaltung eine Summe berechnen, für welche der Gefangene volle sechs Monate (!!!) arbeiten mußte.

Wahrlich: man weiß nicht, über was man sich mehr entrüsten soll: über die unglaubliche Schmutzerfolgkeit, mit der die Gefängnisverwaltung die Arbeitskraft der ihr anvertrauten Gefangenen ausnutzt, oder die Ueberheblichkeit, mit der sie ihre eigene „Arbeitsleistung“ bewertet.

Es tut nichts zur Sache, welches Verbrechen den Gefangenen auf fünf Jahre und sechs Monate hinter Gefängnismauern geführt hat. Sicher war er ein schwacher Junge, ein Strafentrübter vielleicht oder Geistesgemütskranker. Aber sagt: welches Verbrechen war wohl verdammenswerter, denn, was er beging, oder jenes, das an ihm verübt wurde, indem man ihn 68 Monaten mühevoller Arbeit wieder in eine Freiheit stieß, in der er sich erst wieder zurechtfinden muß wie ein Kind, das die ersten Schritte ins Leben tut!

Während der fünf Jahre, die der Gefangene in seiner Zelle verbrachte, ist ihm die Welt, die draußen lebte, fremd geworden. Die Lebensverhältnisse haben sich umgestaltet und sind nahezu nicht besser geworden, und in diesem völlig veränderten Dasein steht der Gefangene da mit einem Verdienst von fünf Mark einundfünfzig Pfennigen, einer Summe, die er in fünf Jahren und sechs Monaten verdient hat.

Herr Staatsanwalt, wenn dieser Mann morgen „rückfällig“ wird, dann werden Sie ihn in Ihrer Anklagerede einen „hartgesottenen, unverbesserlichen Verbrecher“ nennen. Aber nicht dünkt: der verkaufte größte Teil seiner Schuld kommt auch auf Ihre Behörde, die deren Wahrheitsgehalt solche Zustände möglich sind.

M. Argent.

Eine Stadt die keine nackten Beine duldet

Die russische Tänzerin Pawlowa stand dieser Tage, als sie mit ihrer Gesellschaft in Birmingham auftrat, vor der Frage, ob sie die nackten Beine ihrer Tänzerinnen vorgeklärt verhüllen oder strenger Strafe durch die Stadtbehörde gewärtig sein sollte. In Birmingham ist nämlich das Auftreten mit nackten Beinen, ausgenommen bei „Jugendlichen“, verboten, und in den letzten 14 Jahren hat man niemals nackte Beine auf der Bühne gedulbet, mochten die Damen, die sie zeigen wollten, auch noch so schön haben. „Man muß schon froh sein, wenn einem in Birmingham erlaubt wird, den Hut abzulegen.“ klagte eine Tänzerin. Ueberhaupt üben die Stadträte eine sehr sorgfältige Kontrolle aller Vergnügungslokale. Minderheitlich besuchen ausgesuchte Mitglieder der Polizei die Vorstellungen, und wenn ihnen irgendein Witz, eine Bewegung oder ein Wort nicht gefällt, dann ergeht sofort an den betreffenden Künstler eine höfliche Aufforderung, die artistische Vorführung zu unterlassen oder mit dem gefälligen Verbot seines Auftretens zu rechnen.

Zweifelhaft

Sie standen ums Krankenbett der Frau, während der Medikus behutsam, behäbig und das Herz beruhigtmäßig. Der Ehemann grübelschwitzt die eisige Stille: „Sagen Sie, Herr Sanitätsrat, ist noch Hoffnung vorhanden?“

„Ja, lieber Herr, wie soll ich wissen, was Sie hoffen?“ —e.

Hamburger Nacht

„Ich hau di op'n Kopp,
datt de Plattdeene kriegst . . .
Für Hamburg, dor bring' ick mi um!“ . . .

Erschreckt begabte ich meinen Fünfsitzer, das Eintrittsgeld, schiebe eingeschüchtert die dicke Wollportiere auseinander und lege etwas ängstlich in den Saal.

Ich atme auf: drinnen ist keine Kellerei, wohl aber ein humoristischer Vortrag von einem stimmgewaltigen Herrn, der so sehr von der schönen Hansestadt an der Elbe eingenommen ist, daß er sich dafür umbringen will!

Man darf mir nun meine Furcht nicht übelnehmen, denn ich bin aus der Provinz. Außerdem deucht es mich unerträglich, in meiner Position als glücklicher Familienvater und Silberhochzeitskandidat in eine Schlägerei verwickelt zu werden. Also atme ich auf, als ich die Sachlage erlöst habe.

In dem geräumigen Lokal, welches inmitten des Vergnügungszentrums Hamburgs belegen ist, ist alles in bester Stimmung. Die Kapelle arbeitet, die Sänger auch. Die anwesende Weiblichkeit raucht, ihre Begleiter auch. Oft sehr junge Begleiter, Jüngelchen, die in den bekannten Regenmänteln stecken, und deren überanstrigte Gesichter ihr düsteres „Gemerbe“ verraten . . .

Ich lasse mich unauffällig an einem Nischentisch nieder, beobachte das Treiben um mich herum, um meine ländliche Kuhstall-Seele mit den bunten Bildern eines Hamburger Nachtcafés anzufüllen.

Draußen, vor dem hohen Spiegelglas, Nebel mit Dunst. Schlüpfrig die Straßen, und die grauen, lichtlosen Häuser schatten wie durch eine wallende Nebelmand. Das Wetter: schräg fällt der Regen, wie Stricke im Schaufelt, regt zum Grübeln an, zum Grübeln über Menschen und Dinge und über die Vergänglichkeit jener Menschen und Dinge zu sehen, bin ich gekommen. Sie so zu sehen, wenn ihre Maske gefallen; sie dort zu sehen, wo sie in Sünde hocken und mit ihrem Leibe feilschen im lüsternen Tanze um die Erben Satanas.

Hier brennen aber nicht die Stimmung immer vergnügter. Tanzmusik löst den Vortrag ab. Schon nach den ersten Takten ist das Stilleben Parkett vor der Bühnen-Estrade voller Pärchen; die größten tunben wilde Liebar durch den Raum, und freche Wize reißen zündenden Gesichter.

Die grüne Mary ist die keckste unter allen. Ihr volles, schwarzes Haar wird durch einen Blumenreifen zusammengehalten, umrahmt ein interessantes Gesicht, das durch die tiefen Falten eines leichten Einschlag ins jüdische erhält. Ihr grünes Seidenkleidchen bringt ihre proportionierte Gestalt voll zur Geltung und wird beim Tanz prachtvoll entfühlende Falten. Ihre Gangart ist federnd, erstaunlich; und so dauert es denn auch nicht lange, bis sie mit zwei Herren das Lokal verläßt . . .

Kaum ist Mary verschwunden, als die „Wasserstoffgeblichte“ herbeiflitzt: „Wo ist meine Bambtsche?“ — „Die hat Mary!“ — „Mary? Du lieber Gott! Da is ja 'n Liebesbrief von — — — ihr'n Mann an mir drin! . . .“

Das Wasserstoffmädel sieht verdeutscht aus: ihr Scheitel ist dunkelbraun, während die übrige Partie ihrer Bubenfrisur vollkommen gelbweiß zebleicht wurde. Ihre kleine Figur hopst in wilden Schrenkungen über das Parkett, daß ihr Tänzer Mühe hat, den aufgeregten Mädchen zu folgen. Ich glaube, sie ist früher einmal Rauchsängerin auf dem Hamburger Dom gewesen! Denn dieser Drch hat sie prächtig wolf für den Männerfang umgearbeitet.

Plötzlich neben mir ein Fauchen und Zischen, böse Worte, fast Handgreiflichkeiten. Reichsmarke schreitet ein! Reichsmarke, in Urlaub natürlich. Die von ihrer Freundin angegriffene „Fleischbarbene“, uralites Semester übrigens, kicht, indem ihre Ringrefrain triumphierend mit den beiden (gleich zwei!) Reichsmarkfoldaten abzieht. Im gleichen Augenblick „tilgt“ am Nebentisch ein würdiger Familienvater gerade einen Abschluß mit — — — zwei Damen (wieder zwei!), nachdem er ihre Forderung um 50 Prozent gedrückt hat. Als ich herumhin ganz dumm meine kleine Freundin, die sich natürlich inzwischen auch bei mir eingefunden hat, frage, warum man hier immer zu britt das Lokal verläßt, klatscht sie mir ihr gutes Hündchen (Hanschuhnummer 12) zärtlich auf die Glatze und meint: „Sich, du Loser, wie fragste bloß pikant! Natürlich wollen die ein Skat spielen, — 'n Skat jog ich dir, wofchstehste?“ . . .

Ich schüttele bedauert den Kopf . . .

„Nicht? Na, dann frag deine Olle man mal banach; die wees et sicher.“ . . .

Ich werde noch roter, fehen mehr illu. Hinholzelt, wie das Kleid der unterwegs Sängerin so oben auf der Bühne, die durch möglichst häufiges Aufheben ihrer Röckchen ihre bedeutungsvolle Jazzlerbeschaft dem Publikum klar zu machen sucht. Und besonders die Dämchen klatschen Beifall, viel Beifall.

Irgend ein anderer Kasper hat mühst sich am verstimmten Klavier, um sich ein paar Groschen zu verdienen, denn die Kapelle hat Pause. An den hellroten Wänden sehr obszöne Bilder; oft auch eines mit gutem Namensaug. Und durch den Dunst, durch das Durcheinander von Lachen, Gröhlerliedern und Scherzen, singt ein Betrunkener die Serenade von Toselli.

Beifallsgebrüll reißt mich aus meinen Gedanken. Der Klavierspieler, seit erst jetzt ich, daß er blind ist, kommt mit einem abgeschabten Geige herbeigelaufen. Meisterzgrosschen klingen. Dann wieder Musik und Tanz und Trinken, Trinken . . .

Eines ist unter den Mädchen, das ist ein feines, zartes Ding, mit großen Blauaugen, deren Lids marmortot und glästern leuchtet. Ich möchte ebenfalls gern ein Wort mit ihr wechseln, aber es ist jener geheimen „petites maisons“ jenseits der Außenmauer, wenn, ja wenn diese Stimme nicht gewesen wäre, mit der sie soeben ein frivoles Lied beginnt. Eine andere will ihr den Mund zuhalten. Da fahren beide mit mit spitzen Fingern ins Gesicht. Geschrei, Gebrüll!

Hinter mir ein leises Schluchzen: die kleine Blonde weint! Sie, die sich eben noch ihrer Lasterhaftigkeit gerühmt, weint nun still in sich hinein. Ob da wohl in der tiefsten Falte ihrer geschändeten Seele noch ein jüngliches Menschenwohlsein glüht?

Aber trotz aller Ausgelassenheit, trotz aller Frivolität, trotz allen Gotteleno mit den niedrigen Instinkten der menschlichen Natur liegt die Kraft des Schicksals, die immer wieder unahnte Tragik einer zügellosen Stunde über der Buntheit dieses Bildes. Und ein leiser Abscheu steigt in mir auf. Nicht aber vor diesen Mädchen da! Denn das sind Verführte, Erniedrigte und tausendfach Beleidigte Sondern vor den ehebrechenden Männern, die für ein paar zerlumpte Scheine alle Laster sich erkaufen, die diese Mädchen erst entdecken und die sie nun mit ihrer Schamlosigkeit immer tiefer in ihren „bürgerlichen“ Schmutz zerren, die heren geldtrunkene Gelüste bereits hilflos in der Gosse zerreißen. Als schreckliches Symbol einer grenzenlos feigen „Männlichkeit“.

Hoch oben an den Wänden haben sich kleine Wassertropfen gebildet. Wie Tränen rieseln sie herab, zerfließen, mit leichtem, roterten Schimmer. Gleiten und tropfen . . . werden purpurn . . . fallen zu Boden . . . wie Blut, wie rotrotes Blut! Und die Ampeln weben leichte Schleier, gießen durch den Dunst, formen sich zu nem einen rotten Band der Liebe und der Sünde . . .

Ich zahle und gehe. Draußen braut eine düstere Wintermacht dichte Regennebel, die in leuchtenden Kaskaden vor den Bogenlampen niederglitzern. Sehr die liegen die nachtverdängten Straßenzüge und um die Dächer heult der Sturm. Wimmert, stöhnt, brüllt in scharfen Tönen kein grimmiges Winterlied, ein Lied von Sorge und Not und einer uferlosen Monotonie, als wollte er sagen: So, wie diese Nacht, ist unser Leben: Wendweck und Grausamkeit und ein erbärmliches Behagen .

Dann schlägt die Dunkelheit hinter mir zusammen.

E. W. Cornelius,

Der ideale Staatsanwalt

Es war einmal ein Staatsanwalt.

Der lebte zu einer Zeit, die überflutet war von monbönen Blättern, von bösen Dichtern und von schlimmen Bildnern. Aber des Staatsanwalts Seele war rein wie ein Gänseblümchen am Gründonnerstag.

Und der Staatsanwalt dachte an seine Kinder, die er dermaleinst, er dachte an seine keusche Braut, die er dermal einst, er dachte an den Posten des Oberstaatsanwalts, den er dermaleinst, und sein Herz erqvimmte über die monbönen Blätter, über die bösen Dichter und über die schlimmen Bildner.

Er wälzte des Gesetzes Masse, er vergrub sich in die tiefsten Spalten seiner Paragraphen und schmiedete flugstracksgleich ein auf Vorladungen und Strafbefehlen gehärtetes Schwert. Aber des Schwertes Schneide ward schartig bei den Hieben, denn der Block der monbönen Blätter, der bösen Dichter, der schlimmen Bildner und der Monbönen Blätter-Käufer war zu hart.

Da ging der grimme Staatsanwalt, dessen Seele rein war wie ein Gänseblümchen am Gründonnerstag, zu einer weisen Frau.

„Weise Frau, was soll ich tun?"

Und die weise Frau schwuppterte in den Sternen, stocherte im Kaffeesatz, vergilmmte Räucherkerzen und las aus den Karten.

„Fremdling, willst du führen einen Krieg mit den Dichtern, werde ein Dichter."

Und der Staatsanwalt ward ein Dichter.

Schrieb Szenen voll wilder Sünden und hejahender Begierde, malte breibrüstige und sechsschenklige Frauen, und die Verleger rissen sich um seine Arbeiten.

Zahlten dem Staatsanwalt Honorare nicht nur sofort nach Erscheinen, sondern — man staune! — bei Annahme.

Und immer toller wurden die Arbeiten des Staatsanwalts und immer höher die Honorare.

In des neuen Dichters Dichterbüro arbeiteten siebzig Schreibmaschinen Tag und Nacht.

Aber des Staatsanwalts Seele blieb rein wie ein Gänseblümchen am Gründonnerstag.

Und eines Tages hatte sich der Staatsanwalt ein Vermögen von siebenhunderttausend Mark zusammengeschrieben.

Da ging er hin zu den Herren Verlegern und kaufte mit großem Aufgeld sämtliche monbönen Blätter des Landes, vernichtete die Arbeit der Dichter und Bildner. Und nur irgend einer sich auftat, eine neue galante Zeitschrift zu gründen, erwarb er das Verlagsrecht, um so das Erscheinen zu verhindern.

So wurde das Land frei von all den monbönen Blättern, von den bösen Dichtern und den schlimmen Bildnern. —

Hoch klingt das Lied vom braven Staatsanwalt. Denn er war ein Mensch von Idealen, und seine Seele war rein wie ein Gänseblümchen am Gründonnerstag.

Jo Hanns Roesler.

Die Rache der Justiz

Die Geschichte des Rechtsanwalts Hau ist wohl durch seine eigenen aufsehenerregenden Schilderungen bekannt geworden. Hau saß siebzehn Jahre wegen Mordes im Zuchthaus und behauptet heute ebenso wie am Tage seiner Verurteilung, unschuldig zu sein. Mit allen Kräften betreibt er zusammen mit seinem Rechtsbeistand Dr. Alsberg die Wiederaufnahme des Prozesses, damit er auch gerichtsnotorisch seine Unschuld vor aller Welt beweisen kann, damit er sich vor allem vor aus Anklg seiner eigenen Tochter wegen barf, die er auch jetzt, wo er frei ist, noch nicht zu besuchen wagte, weil der Makel des Verbrechers noch auf ihm lastet.

Hau schrieb seine Zuchthauserlebnisse und die Geschichte seines Prozesses. Und mit Entsetzen erfährt jetzt die Oeffentlichkeit, daß das badische Justizministerium einen neuen Haftbefehl gegen ihn erlassen hat, weil er den Mund nicht hielt. Es ist nämlich dem Rechtsanwalt Hau eine Reststrafe von sieben Monaten unter Zubilligung einer sechsjährigen Bewährungsfrist erlassen worden, aber er mußte sich gleichzeitig schriftlich verpflichten, sechs Jahre lang mindestens zu schweigen und keine „sensationellen" Veröffentlichungen zu unternehmen. Daß seine Leidensgeschichte nach 17jähriger Zuchthausstrafe sensationell wirkt, ist wahrhaftig nicht seine Schuld. Aber die Justiz hat auch in seinem Falle ein so furchtbar schlechtes Gewissen, daß sie einem Menschen, den sie nicht durch eine so furchtbare Strafe zerbrechen konnte, auch noch in der Freiheit für sechs Jahre einen Maulkorb umbindet. Dieser neue Justizhandbal reiht sich würdig in die Serie der anderen, und wenn man weiß, daß mitverantwortlich für ihn der badische Staatspräsident, der Demokrat Hellpach ist, der uns noch vor kurzem als Reichspräsident präsentiert wurde, so begreifen wir, daß der Zustand der deutschen Justiz hoffnungslos ist.

Reichsanwalt Hau hat erklärt, daß er sich freiwillig dem Gericht nicht wieder stellen werde, „da die deutsche Justiz ja an der Grenze ein Ende habe".

Allerdings, das hat sie. Und man wird es einem Menschen, der siebzehn Jahre in einem deutschen Zuchthaus verbrachte, nicht verübeln können, wenn er sich diesem neuen Uebergriff der Justizorgane zu entziehen sucht. Es gibt Fälle, in denen das notwendig ist. Auch ein Maximilian Harden mußte erklären, daß er nie wieder vor ein deutsches Gericht treten würde. Man begreift es vollkommen und bedauert diese in keinem anderen Lande mögliche Justizschande nur im Interesse des Ansehens des eigenen Vaterlandes.

A. W.

Groß-Breslau
Café ◆ Cabaret ◆ Tanzpalast
Inhaber: Hch. Zirowski, Königstraße 11 neben Kißling

Täglich 5-Uhr-Tee mit künstlerischen Darbietungen. — Eintritt frei!
Irene und Fred Seeburg, akrobatisch-excentr. Tänze. — Elly Organty, Vortragskünstlerin. — Wicky-Wicky, Damen-Tanzduett.
Curt Lucas, von der Staatsoper, Berlin, konferiert
2 Kapellen

Unsere
Spielwaren-Ausstellung
in den erweiterten Räumen im 3. Stock ist eröffnet.

Wir bringen auch dieses Jahr wieder eine mächtige Auswahl in Spielwaren zu sehr billigen Preisen für jedes Alter und weisen im besonderen auf die vielen Neuheiten hin, die wir zur Schau stellen.
Besichtigung der Ausstellung ohne Kaufzwang.

Sensationell: Eine Bärenhochzeit (Gesetzl. Schutz)
Unser diesjähriges Weihnachtsschaustück im Schaufenster am Hintermarkt wird den Kleinen und Großen viel Freude bereiten.

Puppenklinik: Wir bitten, uns Reparaturen an alten Puppen rechtzeitig zu übergeben, damit diese mit der gewohnten Sorgfalt erledigt werden können.

Für Einbescherungen aller Art
(Vereine, Tombola, Landwirte usw.) bringen wir besonders vorteilhafte, schöne und preiswerte Artikel

Wunschzettel werden auf Verlangen umsonst abgegeben.

Gekaufte Gegenstände
werden bis zum Fest aufbewahrt. Zusendung erfolgt pünktlich.

Christbaumschmuck in großer Auswahl.
Verkauf 2. Stock.

Gebr. Barasch G.m.b.H.

Beachten Sie alle
Schneider's Wurstwaren
Die führenden Fabrikate des Ostens
Spezialität: Dosenwürstchen und Hausmacher Leberwurst
August Schneider
Fernruf: Ring 2315, 6969
BRESLAU 6, WESTENDSTRASSE 68
Verkaufsstellen in allen Stadtteilen

Damenfilzhüte von 5 Mk. an
Sammet-Hüte von 8.50 an.
Linonformen
Oskar Garn
Am Rathaus 10 eine Treppe
Umarbeitung von Filz-, Velour- und Sammet-Hüten.

Ein gutgepflegter
Bubikopf bleibt Trumpf!
Eine tadellose Ausführung gewährleistet Ihnen mein Geschäft.
Verschnittene Bubiköpfe werden von mir sehr fachmännisch reportiert.
Spez. Dauer- u. wassergewellte Köpfe
Peschels Damenfrisiersalon
nur Gartenstraße 18
schräg über der Marthahalle.
Vorzeigen d. Annonce erhält 10% Rabatt
Bitte ausschneiden!
Suche in meine Reparaturwerkstatt für verschnittene Bubiköpfe
einen durchaus erstklassigen
Damenfriseur

Restaurant zur frohen Stunde
Langestr. Ecke Mühlstr.
empfiehlt dem geehrten Publikum sein der Neuzeit entsprechend, renoviertes Lokal
Diverse Weine — guige. Bleyle Biere — Liköre
Aufmerksame Bedienung.
August Krock, Glogau

W. Kelling
Färberei und chem. Waschanstalt
Breslau, Klein-Tschansch
Telefon: Ring 6470/71, 3975, 2048, Ohle 4147.
Annahmestellen in allen Stadtteilen.

Bei 20.— Mk. Anzahlung einen sofortigen Jahreskredit von 250. Mk. und sofortige Lieferung!
Sie brauchen einen Anzug
Ihre Frau ein Kostüm
Ihr Sohn einen Paletot
Ihre Tochter einen Mantel
Das kostet sehr viel Geld, denn gute Stoffe sind sehr teuer. Benutzen Sie daher mein alleiniges ebendes Kreditsystem! Bestellung direkt. Rufen Sie Telefon Ring 6689 oder schreiben Sie eine Karte und Sie erhalten unverbindlichen Besuch.
Fritz Preiss, Breslau III
Herren- und Damen-Maß-Atelier
Freiburgerstraße 77

Jama
die Ledergrube v. Kupritz, b. russischen Zoll. Eine unerhörte Schieberung der Gutenerhältnisse in Rußland. Ein starker Band v. 460 Seiten, nur Mk. 5.— Geg. Voreinsendg. Postscheckkonto Leipzig 84386.
Eos Verlag
Wien 18, Sternwartestr. 18.

Beachten Sie die Inserate

2 hochinteressante Bücher, die jeder lesen muß
Die Prostitution
ihre Geschichte und ihre Beziehungen zum Verbrechen u. die Auswirkungen des modernen Geschlechtslebens von Wilhelm Fischer. Preis Mark 3.75.
Prostitution u. Mädchenhandel
Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen und Mädchen. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Preis Mark 1.50.
Beide Bücher für M. 5.— spesenfrei zu beziehen durch Buchverlag M. Lackner München, Volkartstraße 17/I.

Astrologie und Handlesekunst
Frau Ellen Walter
Hohenzollernstraße 108, I. Tel. Ohle 0623

Pelz-Mäntel, -Jacken, Füchse etc.
zu äußerst günstigen Teilzahlungen
Pelz-Credit-Haus
früher Pelzhaus Abuco
nur Breslau 5, Viktorstr. 48, I, nur
Fernspr. Ohle 6335

Pikante weibliche Aktaufnahmen
gänzlich neue Serien, einzig in ihrer Art, aus meinem Atelier, nach dem Leben. Serie 10×15 Mark 5.—, Nachnahme 50 Pfennig, mehr.
E. Larisch, Schiller Straße 8.

Wenn kein Händler am Ort bestellen Sie bei Ihrem Briefträger
„Die Nachtpost von Ed Golland"
Postzeitungspreisliste 1925 Seite 117

Geschlechtskranke,
Harnröhren-, Blasen- und Hautkranke haben schnelle und schmerzlose **Spezial-Heilinstitut Joschke,** Heilung im Leichstraße 12, I. am Hauptbahnhof. Tel. Ohle 1924 Sprechstunden 8—1 Vor- und 2—7 Nachmittags Sonn- und Feiertags von 8—1 Uhr. Eigener ärztlicher Beirat
Nichtbehandlung.

Tägl. 10 Mk. zu verdienen. Näheres im Prospekt (mit Garantieschein). Viele Dankesbriefe! Joh. H. Schulz, Adressenverlag, Köln 572.

Chefredakteur Ed Golland
Verlag: Ed Golland-Verlag, G. m. b. H., Breslau, Garnstr. 10
Fernsprecher: Ohle 8482
Verantwortlich für den Inhalt: Erich Golland, Breslau.
Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau.
Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keinerlei Gewähr übernommen.

Polizeiverbot gegen „Alraune“

Wie es mancher schon vorausgesehen hat, haben sich die Behörden für die Bearbeitung des Hanns Heinz Ewers'schen Romans „Alraune“ sehr interessiert. Aufsehenerregend sind sie dazu worden durch die üblichen Eingaben so und so vieler Vereine und Bünde, die durch ein polizeiliches Verbot der „Alraune“-Aufführung die öffentliche Sittlichkeit retten wollen. Das Textbuch zu dem Stücke soll vom Polizeipräsidium eingefordert worden sein und wird wahrscheinlich dem Kunstausschuß am Polizeipräsidium zur Begutachtung vorgelegt werden. Die Entscheidung über ein etwaiges Verbot steht noch aus.

Die Meinungen über die Bearbeitung des Ewers'schen Romans gehen auseinander. Was ihn zu einem Publikumserfolg macht, ihm aber zugleich eine heikle Aufnahme bei den ernsthaften Kritikern verschafft, ist die ganz auf Sensation eingestellte Aufführung mit Bühnenmitteln, wie sie in manchen Kreisen Protest finden werden. Dem bestimmt heiklen Inhalt fehlen noch gewisse Regie-Tricks die Krone auf. Ein durchaus sensationelles Moment: die Hauptdarstellerin Elfriede Mertens in nachtster Nachtheit auf der Bühne zu sehen. Ob allerdings dieses Bild durch die Künstlerschaft der Schauspielerin, ebisch und ästhetisch einwandfrei, einen Grund geben kann, die Aufführung zu verbieten, kann bezweifelt werden. Jedenfalls bedeutet es ein Wagnis, gerade im pilitischen Breslau ein so umstrittenes Sujet wie die „Alraune“ in einer Aufmachung auf die Bühne zu bringen, die trotz ihres durchaus künstlerischen Charakters doch den Höhegrad an Gewagtheit bedeutet.

Man darf auf den Entschluß der Behörde, welche über den Fall zu entscheiden hat, gespannt sein. Arno Brueyter.

Ehe-Standälchen im Stadttheater

Wir erhielten folgende Zuschrift, die von einer sehr autorisierten Persönlichkeit unterzeichnet ist, sodaß die Wahrheit der Angaben nicht bezweifelt werden kann.

Sehr geehrte Herren!

Der Aufsatz über die Ehescheidungsaffäre der Opernsängerin Frau Käthe H. .., die schon zu einem Blattentschwung von Gerüchten verwindet hatte, hat endlich mit den vielen törichten Redereien aufgeräumt, die in der Bevölkerung kursierten. Es sei mir gestattet, einige ergänzende und berichtigende Angaben zu machen:

Der Gatte der Frau H. .., Herr Dr. E. H., befindet sich nicht mehr im Ausland, sondern ist nach kurzer Abwesenheit nach Breslau zurückgekehrt, um seine Ehangelegenheit zu ordnen. Frau Käthe H. wohnt nicht im Nachbarhause, sondern im selben Haus wie ihr einstiger Gatte.

Neuerdings ist ein junger Opernsänger sehr für Frau H. interessiert. Dr. E. der Gatte der Frau H., wollte nun mit dem Intendanten des Stadttheaters neulich persönliche Rücksprache nehmen. Er unterhandelte gerade mit dem Kassellan darüber, als der Opernsänger vorbeikam und Herrn Dr. E. erblickte. Er stürzte blindlings auf ihn zu, um auf ihn einzuschlagen. Der Kassellan versuchte dazwischen zu treten. Droschkenkutscher kamen von draußen herein, andere Personen mischten sich in die Angelegenheit, und schließlich stellte die Schupo die Personalien fest.

Eine unerquickliche Szene. Ueberhaupt unerquickliches Privatleben einer Künstlerin, über welche Qualitäten sich wohl kaum streiten läßt. Deren Privatverhältnisse aber zu allerlei Unerquicklichkeiten, die weder ihr noch dem Ansehen der Breslauer Künstlerschaft nützen, Anlaß geben. Xy.

Kuriositäten

Gelegentlich der kürzlichen Anwesenheit des Generals Ludendorff in Breslau sagen einige alte Offiziere, die mit den Taten des redseligen Kriegsverlierers nicht einverstanden sind, am Moltke-Denkmal einen Kranz nieder. Auf diesen Schleife aber stand in großen Lettern die: „Bei der Anwesenheit des Generals Ludendorff dem großen Schwerger, General Moltke, gewidmet. Einige alte Offiziere.“

•

Wie der Generaler entrüstet zu berichten weiß, ist in einem kleinen Neste bei Hirschberg ein fünfjähriger Zimmerlehrling glücklicher Vater eines gesunden Knaben geworden. Das ist selbst in Breslau noch nicht vorgekommen!

•

Vor dem französischen Kriegsgericht in Wiesbaden hat sich dieser Tage eine interessante Verhandlung abgespielt. Die Tochter eines Zuhälters war angeklagt wegen Beihilfe zur Fahnenflucht. Sie hatte nämlich ein Verhältnis mit einem Senegalneger begonnen und sich den Schwanzen, als er vor Jahresfrist nach Marokko zurückkehren sollte, nicht aus den Augen ihrer Liebe. Sie verschaffte ihm vielmehr Zivilkleider, lebte eine Zeitlang mit ihm in den Wäldern von Langenschwalbach versteckt, die das Liebespaar zu einer deutschen Familie zog. Als es jetzt, da das Geld knapp wurde, nach Wiesbaden zurückkehrte, wurde der Neger wegen Fahnenflucht verurteilt, und die Zuhälterstochter erhielt ein Jahr Gefängnis wegen Begünstigung.

Ja, die Liebe!

•

Auch unter Fassadenkletterern muß es nette Menschen geben. Das beweist ein Vorkommnis, das sich dieser Tage in Berlin ereignete. In der Wohnung des amerikanischen Studenten Colsen, der im ersten Stock eines Hauses in der Königin-Augusta-Straße wohnt, erschien gegen Mitternacht ein Mann durchs Fenster, trat ans Bett des Studenten, hielt ihm höflich eine Pistole vor und bat um Auslieferung der Wertsachen. Uhr und hundert Mark erklärten dem Räuber etwas wenig, er bat daher den Ueberfallenen, sich auf eine halbe Stunde im Schrank einschließen zu lassen, damit er die Wohnung ungestört durchsuchen könne. Der Student war etwas besorgt und fragte, ob er auch Wort halten werde. Er ist gewohnt, ein gegebenes Wort stets zu halten. meinte der Fassadenkletterer, bat beim jungen Mann eine Zigarette an und sperrte ihn in den Schrank. Dann durchsuchte er die Wohnung, fand aber nichts mehr, was mitgehenswert war. Darauf ließ er den Studenten wie versprochen aus dem Schrank. ems/.Ab jour in fünf Minuten die Polizei zu alarmieren, und verschwand mit einem höflichen Gute-Nacht-Gruß dort, wo er hergekommen war, nämlich zum Fenster hinaus.

Als der Student seine Fassung soweit wieder gewonnen hatte, daß er wieder Alarm schlagen konnte, war von dem nächtlichen Besucher keine Spur mehr zu entdecken.

•

Vor das Sandgericht II in Berlin war in einer ziemlich unwichtigen Sache auch eine Frau Paula Stenb als Zeugin geladen worden. Als sie aufgerufen wurde und den Zeugeneid leisten sollte, erklärt sie vor Aufregung einen Herzschlag und war sofort tot.

•

Vorstadt

An drei Tagen in der Woche darf bekanntlich getanzt werden, und es wird an ihnen getanzt. Nicht nur in den Tanzpalästen und vornehmen Gesellschaftsräumen der inneren Stadt und der Haute volée, sondern auch in der Tschepine. Danon habe ich mich selbst überzeugt.

Man sagt in dieser netten Gegend, deren Wirklichkeit viel hübscher, harmloser und amüsanter ist als ihr Ruf, zwar nicht: Tanzen. Man sagt: Schmoofen. Und auf den Schmoof freuen sich sort alle jungen Arbeitsmädel und Arbeitsburschen und sind, wenn in den kleinen oder großen Sälen die Wochmusik zu spielen anfängt, vollzählig zur Stelle.

Diese Sälle! Mittens sind sie, schon ehe der Tanz beginnt, von Bierdunst und Rauch durchzogen, verkrochene Girlanden von vergangenen Festen baumeln um die Lampen, und das Parkett, so das Parkett keinesfalls etwas glatter sein. Trotzdem darf mit Kugelschuhen darauf nicht getanzt werden, und daß das ausdrücklich vermerkt wird, beweist schon, daß es auch Leute in der Tschepine gibt, die mal in genagelten Schuhen ein Tänzchen, ein Schmoofchen riskieren möchten. Für den langsteren Abenden dienen die Säle zu Sälchen anderen Zwecken. Da schwingt dort der Parteiredner die Forderungen der Gegenwart über seiner sanft dröselnden Zuhörerschaft, irgend eine Versammlung beriet über die Not und Arbeitslosigkeit ihres Standes, oder der Gesangsverein „Orpheus“ hält seine heiseren, oft recht dramatischen Uebungen ab.

Drei Abende aber sind die Säle geöffnet zum Tanze für jedermann, und jung und alt strömt herbei, um für 50 Pfennige sich dem Schmoofe in die Arme zu werfen. Man kann gegen diese Amüsierstätten des Volkes sagen, was man will, man kann diese Atmosphäre aus Rauch, Dunst, Schmutz und Volksgeruch und schlechter Musik unerträglich finden, die Menschen, die sich in ihr zu amüsieren und in ihr zu schwoofen vermögen, stehen wahrscheinlich sogesüber in einer ganz anderen Atmosphäre, gegen die die der Tanzsäle eine Wohltat, eine Erfrischung und Erholung ist.

Die Kavaliere dieser Tanzsäle sind junge Arbeiter, die Tänzerinnen Fabrikmädchen, Dienstmädchen. Man begreift, daß hier die Gesetze der gesellschaftlichen Höflichkeit nicht gelten. Der junge Arbeiter, glücklich, seine Muskeln einmal im Tanze spielen lassen zu dürfen, macht vor seiner Dame keine tadellose Verbeugung, und das Mädel, das er um die Taille kriegt und herumschwenkt, verabschiedet sich von ihm nicht mit einem einfachen Backfischknicks. Es geht einfacher, vollständiger, derber zu. Gesellschaftliche Formen sind ganz nett, aber die Tänzer und Tänzerinnen aus der Tschepine werden finden, daß man sich auch ohne sie mindestens ebenso gut amüsieren kann.

Die Musik auf dem Podium bei ihre Instrumente gestimmt. Der nette, kleine Saal in einem Lokal draußen auf der Frankfurter Straße ist voll von Menschen. Mings um die Tanzfläche stehen Tische, mit Bier und Schnaps beladen. Davon sitzen die Jungen zwischen den Alten, hertätigkeitsfreie Arbeiter mit ihren Frauen, die so angezogen sind, als hätten sie sich nur auf einen kleinen Sprung von der häuslichen Arbeit freigemacht. Diese Leute haben nicht viel Zeit zum amüsieren, und die wenige muß ausgenutzt werden.

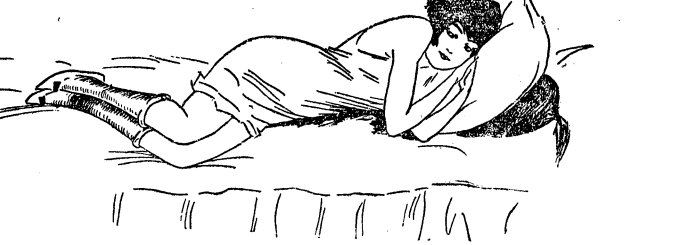
Der Kapellmeister hebt den Taktstock, und schon steht das erste Märchen auf dem Parkett. Es ist ein frommer Bursche von zwanzig Jahren vielleicht, dem unter dem grauen Rock die Muskeln schwellen. Das Mädel, dem er seit um die Taille greift, sieht gesund und derb aus, unverdorbene Volkskraft. Man sieht, wie er sich müht, leise und zärtlich und vornehm zu tanzen. Es strengt ihn an. Mein Gott, er hätte Kräfte, dieses Mädel, so groß wie sie, wie ein kleines Spielzeug herum zu schwenken, aber Tanz, das ist doch etwas Zartes und Feines, das weiß er. Aber es macht verdammte Mühe, zart und fein zu sein. Dem einen Märchen gesellen sich gleichzeitig zu. Und als das lange Parkett von derbenden Tänzern voll ist, zeigt sich ein überwältigendes Bild. Kein Paar tanzt einen richtigen Tanz. Für diese Drehereien da gibt es tatsächlich nur ein Wort, das alles sagt: Schmoof. Da stecken Männerbärenkrallen, nicht ganz sauber, auf frisch gepäbelten weißen Blusen, einer hat sein Mädel, als wollte er es ersticken, um den Hals gepackt, ein anderer, der sich nicht traut, höher zuzugreifen, legt seinen Arm tief um die Hüfte des Mädels und ein viertes, fünftes und sechstes Paar tanzen Brust an Brust mit aneinander geschmiegten Wangen. Alle verrenken möglichst die Glieder, die einen haben die Arme hoch und strecken die Finger lang und gerade aus, die anderen haben die Hände tief gesenkt und zu Fäusten zusammengeballt, einige hopsen wild diagonal durch den Saal, immer hin und zurück, die ihnen der heftigste Schmoofe ausbricht, und nur wenige geben sich Mühe, zu schwoofen. Aber das Schwoofen ist mühsam. Die derben Schuhe klappern dabei und geben eine Begleitung zu der knalligen Musik, die in die Ohren dröhnt. Die Alten sitzen schmunzelnd am Tisch und kriegen selber Luft. Vor mir flüstert ein alter Arbeiter seine bessere Hälfte, die scheinbar in Jugenderinnerungen schwelgt, in die Seite: „Na wie is, Aaale, wollm wirsch noch emol riskiern?“ „Doch, da kannst doch deine Knochen nich mehr hebn,“ antwortet sie, aber dabei steht sie schon auf und langsam und vorsichtig wie eine zerbrechliche Kostbarkeit umfaßt der Alte seine bessere Hälfte.

Zwischen jedem Tanz ist eine Pause, und da wird abgesammelt. Die „Kassallers“ zählen, wenn sie können, manchmal zahlt auch die „Bürge“. Das ist nämlich der Ausdruck für Damen, der in jener Gegend sehr populär ist. Und wenn ein „Kassaller“ bei seiner Dame zum Tanz aufsordert, sagt er nicht mit einer galanten Verbeugung: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein?“, sondern kapselt von einem sanften Alpenstoßschen: „Komm oal, Bürge.“ Und dann kommt sie.

Man freut sich, daß man in diesen Sälen so gesunde, frohe und frische Jugend sieht. Man freut sich nicht, daß man sie in diesen Sälen sieht. Man sähe sie lieber wo anders. Aber man begreift, daß diese Menschen, die den ganzen Tag lang bei der schweren Arbeit stehen, abends keine Lust haben, sich auf der Volkshochschule ihr Gehirn zu schinden, wie am Tage ihr Körper geschunden wurde, oder sich ein langweiliges Theaterstück anzusehen oder eine Vorlesung über den Wert und Sinn des Lebens beizuwohnen. Sie haben den Sinn ihres Lebens, so jung es ist, schon erkannt: er heißt Arbeit und Arbeit und manchmal ein Vergnügen. Und weil das Vergnügen so selten ist, kann es nicht toll genug sein und wird ausgekostet bis zum letzten Möglichkeit.

Dabei hat man aber noch niemals gehört, daß es in diesen Tanzsälen der Vorstadt, und der Tschepine besonders, jemals zu irgend welchen Ausschreitungen gekommen wäre. Es geht alles ruhig und friedlich ab. Ist der Schmoof zu Ende, ist man weiterhin hinausgeschoben, nimmt sich das Mädel, dem man gut ist, unter den Arm, bringt es nach Hause, und sieht auf dem eigenen Heimwege mit Schrecken, daß ganz fern schon der Morgen dämmert, und um fünf Uhr schon wieder der Wecker für den nächsten Tag bereit steht.

Kaum Freuden des Volks! Das gar nicht weiß, wie beschaden es eigentlich ist, und wie wenig dazu gehört, es auf ein paar Stunden glücklich und vergnügt zu machen. W. B.



Finsteres aus der Ohlauerstrasse

Eine Stunde Spaziergang vormittags durch die Ohlauerstraße zeigt selbst dem unerfahrensten Laien, daß diese Straße jetzt in den Vormittags- und Mittagsstunden nicht von Zuhörern, sondern von buntbert zum Teil verkommenster weiblicher Gestalten als Liebesmarkt exkoriert wird. Täglich sieht man mit konsternier Bestbeit bie-beln 16- bis 18jährigen Mädels die Ohlauerstraße auf- und abgehen. Zum großen Teil tragen sie Aktentaschen unter dem Arm. Sowie ein Mann vorbeikommt, dem sie den Provinzler ansehen, gehen sie einen Schritt vor ihm, bis der Mann ihnen, ob er will oder nicht, auf die Hacken treten muß. Und so wird Anschluß gemacht. Zum großen Teil halten sie auch bezarte Tricks für überflüssig und nehmen den Männern die Mäntel ab. Gegen diese Tiebes Mädchen dürfte die Polizei ohnmächtig sein, da es sich um harmlos aussehende Mädels handelt, die mit ihren Aktentaschen wie Geschäftsmädchen aussehen, und denen, wenn sie nicht gerade beim Unterschen einem Manne beobachtet werden, schwer etwas nachzuweisen ist. Ein großer Teil der Mädels aber geht sich aus finsteren Gesetzen zusammen, die schon jahrelang von ihren Spaziergängen in der Ohlauerstraße leben und besonders am Freitag, wenn Biehmarkt ist, einen Betätigungsbrang entwickeln, daß man die Ohlauerstraße um die Mittagszeit nicht mehr passieren kann, ohne mindestens von einem Dutzend dieser zum großen Teil bubiaten Gestalten angelockt zu werden.

Das Städtische Fürsorgeamt hat der Sittenpolizei in manchen Hinsicht ein radikales Vorgehen gegen die heimliche Prostitution unmöglich gemacht. Hauptsächlich insofern, als ein Mädel, auch wenn es jahrelang der heimlichen Unzucht nachging, und nun von der Polizei unter Kontrolle gebracht werden soll, zu den Damen des Fürsorgeamtes geht, diesen eine lange Litanei vorjammert und auch reichliches Mitleid erntet. Und die Polizei muß das Mädel laufen lassen, das sich über die Unerfahrenheit der Damen herzhaft amüsiert, sorgloser denn je auf die Straße geht und den Respekt vor den Sittenbeamten, deren Machtbereich durch das Fürsorgeamt stark beengt ist, verliert.

Vollstes Verständnis haben wir für die Nöte des Volkes und können es auch menschlich verstehen, daß Menschen nicht billigen, daß ein Mädchen aus Not auf schiefe Wege kommt. Trotz allen Mitgefühls aber für die, welche aus Hunger der Prostitution verfallen, sei es gesagt: die heimliche Prostitution muß verbannt und ohne jede Sentimentalität behämpft werden, weil sie nicht nur die Quelle ist der volksgemäßerbenden Geschlechtskrankheiten, sondern auch der Vaillus, der unser ganzes gesellschaftliches und Familienleben vergiftet.

A. W.

Bayern ist doch das fortschrittlichste Land der Welt. Und in Deutschland nicht nur in der Hitzerei und Putscherei voran. Die bayerische Regierung hat bekanntlich, der Arbeiterschaft einbesondere Weihnachtsfreude zu bereiten. Die Art, wie sie das um will bei beiseite kehrt. Aprilscherz, der so auch zu Weihnachten sein soll, zu sein kann. Oeh ist knapp, sagt sich die bayerische Regierung, aber eine Freude müssen schließlich auch die Arbeiter zu Weihnachten haben. Also wird in den Arbeitern Tiet verteilen. Zwar haben die Vertreter der Dopenstationen erklärt, daß diese Tiebesverteilung auf die Arbeiterschaft wie eine Verhöhnung wirken werde, und auch durch die Reichsverfassung verboten sei. Aber an die Reichsverfassung hat man sich in Bayern noch nie gekehrt. Es werden also in Bayern zu Weihnachten Kohelsäcke, die jetzt für Bayern, im Alter von 46 Jahren zum Titel „Arbeitsrat“, von 50 Jahren der Titel „Landesarbeitsrat“, von 55 Jahren der Titel „Geheimer Landesarbeitsrat“ verliehen Natürlich werden auch die Angestellten nicht leer ausgehen und die Leute der Sozialversicherung bedacht sind, am wenigsten. Es werden „Verschwiegenheit“, „Landesversicherungsrat“ und „Geheimer Landesversicherungsrat“ tituliert werden.

Diese Pose ist einfach geschmacklos. Und die bayerische Regierung ist die demokratischste Regierung in Deutschland. Nicht nur hohe Beamtenwerden Geheimräte sein, sondern auch der 55 Jahre alte Arbeiter wird als Geheimrat seine Kessel heizen oder seine Straße pflastern. Etwas demokratischeres kann man sich einfach nicht denken.

Bekannt sei nochmals, daß der Witz der bayerischen Regierung kein Scherz ist, sondern unbedingt verwirklicht wird.

Max Pallenberg

(Zu seinem Gastspiel im Thalia-Theater.)

Das Breslauer Theaterpublikum ist begückt, daß es diesem köstlichen Menschendarsteller endlich wieder einmal auf der Bühne sehen darf, und dankt dem Intendanten Paul Barnay die Erfüllung eines brennenden Wunsches durch ein fast täglich ausverkauftes Theater. Pallenberg hat seinen alten Groll gegen Breslau vergessen und seinen Schwur, nie mehr in diese Banausenstadt einzukehren, gott sei Dank, gebrochen. Er ist wieder um die Begeisterung, die ihm das dankbare Publikum entgegenbringt, wird ihn dann überzeugen, daß er bei uns immer einer der willkommensten Gäste sein wird.

Natürlich spielte er zuerst den Johannes Nepomuk Zawadil in der durch ihn immer noch lebendigen „Familie Schimek". Man kennt ihn darin, und man ist immer wieder hingerissen. Wenn er im grauen Cut, das schiefe schwarze Hütchen auf den roten Haaren, den grauen Regenschirm geschultert, mit unvergleichlich sicherer Leichtigkeit, begrüßt man ihn wie eine liebgewordene Erscheinung aus der bunten Welt des Theaters, reine der wenigen, die man nie vergißt. Und aus seinen Mortkunststücken und durcheinander gewürfelten Sätzen schält sich der Mensch, der Charakter, den wir alle kennen: der Unausstehliche, der Egoist, der sein eigenes Vorteilchen auf erlaubte und unerlaubte Weise durchsetzt und seine Mitmenschen ausnutzt und mattsetzt, solange sie es sich gefallen lassen. Aus der grotesken Komik wächst eine Charakterstudie, unvergleichlich sicher und köstlich erarbeitet, und in die Lustspielkomik schwingt hin und wieder sich das Moment der Tragik. Denn dieser Zawadil, wie ihn Pallenberg spielt, ist ja uns nur eine lächerliche Figur, er fesselt aber nimmt sich tatsächlich weiß von seiner tragikomischen Lächerlichkeit und Unausstehlichkeit nichts.

Ein wie fabelhafter Charakterdarsteller Max Pallenberg ist, erwies er in seinem zweiten Gastspielstück „Herr Minister". Die Memoiren ist ausgebrochen, die Regierung gestürzt, und der Parteiredner und Stadtverordnete Radekow wird Kultusminister. Diesen Minister aus dem Parteibongenium spielt Pallenberg, ohne die Rolle zu sprengen, ohne Seitenspränge, durchaus der dichterischen Absicht unterstützt und doch so scharfe Lichter auf den Typus des Ministers dem beleuchtend. Wenn der neugebackene Minister zu Hause am Schreibtisch sitzt und über seinen Erlaß ans Volk grübelt, wenn er im Ministerium hilflos vor den Geheimräten steht und immer wieder mit der sicheren Ueberlegenheit des Parteibongenius, der Herr der Situation wird, wenn er nichts anderes spricht als die vorlogenen Phrasen lächerlicher Zahlenbeweise und dann plötzlich und ich erkennt, daß er seinem neuen Amte nicht gewachsen ist, daß mehr Wissen ist, gerbert, daß alle Dinge „von Seiten hoch" und die Parteiphrase an den wirklichen Tatsachen des Lebens und der Geschichte zerbricht, dann ist Pallenberg der große Charakterdarsteller, der er seiner Berufung nach zu sein hat. Erfahrungen hat er bei den Fremdwörtern, aber ohne jede Ueberreibung, erschütternd die Tragik zwischen dem Willen, Neues zu schaffen und dem Volke zu geben, und der Einsicht, es aus Mangel an Bildung und Wissen einfach nicht zu können. Das Publikum lacht und amüsiert sich köstlich, was je jeder weiß, wieviel Wahrheit hinter diesen Dingen steht, und das wir das ja alles erlebt haben. Aber: wenn Pallenberg im Mädchengymnasium sitzt und dem Unterricht zuhört, wie die eine dieser selbstbewußten Damen über den Geschichtsunterricht lachen, so, denen die heiligen Tränen aus den Augen stürzen.

Dieser Augenblick, ohne Spur von Sentimentalität, zeigt, was für ein Künstler dieser Max Pallenberg ist, und welche Macht er über die Menschen hat, noch wenn er stumm ist und nur seine Hände spielen.

Wir hoffen, daß sein Gastspiel verlängert wird, und daß die Volksbühne ihre Mitglieder auch einmal diesen großen Künstler erleben läßt, auch und gerade als „Herr Minister"! H. G.

Wer ist daran schuld?

Die „Schlesische Tageszeitung" teilt ihrer Hörerschaft in der letzten Nummer ihrer Wochenschrift kurz und mit spärlichen, offenbar etwas verschämten Worten mit, daß sich die Verhandlungen mit der Intendanz des Stadttheaters über Opernübertragungen zerschlagen haben.

Am Sonntag sollte die erste Opernübertragung stattfinden: aus Gleiwitz!

Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich, was hier denn eigentlich los ist? Und warum die Gründe für den Abbruch der Verhandlungen der Oeffentlichkeit vorenthalten werden. Es müssen doch sehr gewichtige Gründe dafür vorliegen, daß es ausgerechnet in Breslau nicht möglich ist, Opern auf den Sender zu übertragen. In Gleiwitz ist es möglich, und die Breslauer Rundfunkhörerschaft hat den zweifelhaften Genuß, sich die Gleiwitzer Oper anzuhören, während die Oper der eigenen Stadt vor leeren Häusern der Pleite entgegengeht.

Dieser Beschluß, in Breslau keine Oper zu übertragen, ist von weittragender Bedeutung. Er kommt einem der Breslauer Sender ungeheuer schaden. Denn die Hoffnung einer sehr großen Anzahl von Hörern war für diesen Winter die Oper. Nur in der Hoffnung darauf haben sie das Radio noch nicht abgeschafft. Zweifellos ist jetzt Oberschlesien um das Rundfunkhörer angeschlossen worden, ein Gebiet, in dem bekanntlich außerordentlich viel für deutsche Kultur und Kunst getan werden soll. Aber eine Opernübertragung aus Breslau wird den Oberschlesiern nicht gegeben. Im Gegenteil: Umgekehrt. Nur ist von dem Herrn Professor Turnau vielleicht nicht zu erwarten, daß er Verständnis für Oberschlesien hat, da er ja nicht einmal Verständnis für die Bedürfnisse des Breslauer Opernpublikums hat. Aber man weiß nicht, wer an der Zerschlagung der Verhandlungen schuld ist. Die Oeffentlichkeit ist jedenfalls lebhaft daran interessiert, die Gründe dieser Zerschlagung zu erfahren, und eine der Verhandlungsparteien dürfte ebenfalls lebhaftes Interesse daran haben, diese Gründe bekannt zu geben.

Wir fragen daher hier deutlich und erwarten im Interesse der Oeffentlichkeit deutliche Antwort:

Ist Herr Professor Turnau für den Abbruch der Verhandlungen verantwortlich oder die Schlesische Tageszeitung? Und aus welchen Gründen?

Was in Gleiwitz möglich ist, sollte doch wahrscheinlich in Breslau schon lange möglich sein.

Nachtrag: In Gleiwitz ist wahrscheinlich auch manches unmöglich, was hier möglich ist. Unter den Schwarzhörern der Gleiwitzer Bezirksdirektion sich nur solche mit deutschen Namen. Herr Professor Turnau aber hat es während seiner kurzen Anwesenheit und Tätigkeit, über die man beim besten Willen nichts Rühmenswertes sagen kann, fertig gebracht, die deutschen Kräfte gegen sich auszustacheln, die der deutschen Sprache nur in der deutschen Fassung ihren „Weaner" oder „ungarischen" Dialektes mächtig sind.

Hat sich die Stadt um die Verhandlungen mit der „Schlesischen Tageszeitung" bekümmert, und sieht der Magistrat der Stadt der wunderbaren Erfindung des Radio so fremd oder so feindlich gegenüber, daß er ihm eine seiner wichtigsten Aufgaben zu entziehen sucht? Wir können uns das einfach nicht denken, denn dermaßen rückschrittlich und kulturfeindlich hat sich keine andere Stadt gezeigt.

Uns scheint es, als ob das Regime Turnau besonders in verpaltungstechnischer Hinsicht die besondere Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit bedürfe. Wir werden diese Aufmerksamkeit auseinander und fragen heute zunächst einmal vor aller Oeffentlichkeit an, ob das hartnäckige Gerücht wahr ist, daß Herr Professor Turnau dem Opernsänger Unger, über dessen Leistungen die Meinungen durchaus geteilt sind, mit Exmatrikulation der Stadt Breslau eine Villa geschenkt hat?

Oder ist das nur Gerücht?

Dr. Krittikus.

U. A. w. g.!

Geburt und Tod

Von Paul Zohn.

Der Junge Staatsanwalt Doktor Strafmann hatte die Nacht durchwacht und hob seine Augen erstaunt von dem vor ihm liegenden dicken Aktenbündel, als die Uhr vier schlug. Nach eine Stunde! Alles Grübeln und Brüten hatte ja nun keinen Zweck mehr. Die Zeit lief unerbittlich ab, und das Schicksal ging unaufhaltsam seinen Weg.

Er stand auf und lief fast ohne Gedanken ein paar Mal durch das halbhelle Zimmer. Seine vom Wachen etwas fiebrigen Augen schmerzten, in Hirn war ein dumpfes, unerträgliches Druckgefühl, und legten eine Last auf ihm unaufhörlich an Herzen. Natürlich, daß ihm alles vom Wachsleiben, von der Aufregung, die dieser vergangene Abend gebracht hatte. Seine Frau hatte sich frühzeitig ins Bett begeben, sie klagte über Schmerzen in der Brust, und gegen 12 Uhr schrie sie plötzlich in grausamen Weinen. Er sah ihr leidenschaftes Gesichchen in die Kissen eingewühlt und verbissen, ihr Körper zuckte und schlug, und in namenloser Angst, denn die Stunde der Geburt

kam plötzlich und unerwartet früh, telephonierte er nach Arzt und Hebamme. Beide kamen, der Arzt untersuchte, so gut es ging, die über unerträgliche Schmerzen klagende junge Frau, zuckte die Achseln, zog den Staatsanwalt ins Herrenzimmer und sagte betont:

„Es war bei der schwachen Gesundheit Ihrer Gattin zu erwarten, daß sie das Kind nicht austragen kann. Nein, Nein... Sie brauchen noch keine Besorgnisse zu haben. Es kann alles gut gehen. Nur ... es wird eine schwere Geburt werden. Wahrscheinlich... Die Frau wird hier bleiben, ich selbst kommen gegen sieben Uhr früh, dann wird es wohl so weit sein."

So lange wird es dauern, Herr Doktor?"

„Ja, fürchte, es wird noch länger dauern. Aber machen Sie sich keine unnötige Sorge."

Als der Doktor gegangen war, trat der Staatsanwalt ins Schlafzimmer. Die fremde Frau sah schwitzum mit ernstem Gesicht neben dem Bett, und ehe er noch ein Wort des Trostes und des Zuspruches sagen konnte, winkte ihm die Schwangere heftig mit der Hand zu, hinausgehen.

Im Schlaf war natürlich nicht zu denken gewesen. Er hatte, um sich abzulenken, wieder die Akten des Mörders Paul Schurig vorgenommen, das ersten Menschen, gegen den er das Todesurteil erzwungen hatte. Er las stundenlang dieselben Sätze, er wußte ja alles, jede Einzelheit, jede Zeugenaussage, und seine eigenen Schlußworte fielen ihm ein, immer wieder: „Dieser Mensch, der eine bestialische Roheit in der Ausübung seiner wohlüberlegten Tat bewies, gehört nicht mehr in die Gemeinschaft der Menschen. Ich beantrage die Todesstrafe. Meine Herren Geschworenen, vernichten Sie diese Bestie in Menschengestalt!"

Auf der Zeugenbank hatte die Mutter des Angeklagten gesessen, eine verhärmte, entsetzlich alte, ehrliche Arbeitersfrau, die das Schicksal seines einzigen Sohnes einfach nicht begreifen konnte und bei diesen Worten des Staatsanwalts einen ganz leisen schmerzhaften Schrei aus der Seele heraus tat, ehe sie zusammenfiel.

Es war bannin alles programmäßig verlaufen. Die Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Gericht sprach das Todesurteil, der junge Mörder zuckte mit keiner Miene. Nur als seine alte Mutter hinausgetragen wurde, schien es einen Augenblick, als wollte er losschreien. Aber es kam nur ein unartikulierter Schrei aus seiner Kehle, und der Staatsanwalt hatte leise zum Offizialverteidiger gesagt: „Ein unerhört verstockter Bursche!"

Es war ja ein ganz einfacher Fall gewesen. Ohne psychologische Mätzchen. Ohne notwendige Verteidigung aus allerletzt Sachverständigen. Paul Schurig hatte seine Geliebte aus Eifersucht erstochen. Mit zwanzig Messerstichen.

„Haben Sie die Tat mit voller Ueberlegung ausgeführt?"

„Nein"

Dieses mutige oder dummtrotzige Ja! verzeihnichte den Fall noch mehr, die Verhandlung war nach drei Stunden schon beendet.

Und nun, nach vier Wochen, nach Ablehnung seines Gnadengesuches, sollte Paul Schurig hingerichtet werden. In demselben Morgen, an dem des Staatsanwalts Gattin ihrer schwersten Stunde entgegenging.

Doktor Strafmann stand am Fenster und starrte zerquält in den grauen, dämmernden Tag. Dies Zusammentreffen war unerträglich qualvoll! Er begriff nicht mehr, wie er in der Freude über seinen Erfolg seiner Frau von diesem Todesurteil hatte erzählen können. Sie las sonst keine Zeitung, aber jetzt begann sie die Zeitung nach dem Termin durchzufuchsen, an dem das von ihrem Manne gefordernte Urteil vollstreckt werden würde. Sie fand ihn. Von da an war sie verstört und aufgeregt. Strafmann zermarterte sich mit Selbstvorwürfen. Hätte er geschwiegen! Wie konnte er so leichtsinnig sein! Als ob es nichts wäre, ein Todesurteil, eine Hinrichtung. Er sah ja damals nur das erreichte Ziel des öffentlichen Anklägers, seiner Frau war von ihrem Zustande noch kaum etwas zugenommen, und nun ...

Nun war das Unglück da.

Der Zeiger der Uhr rückte grausam vorwärts, und er griff, sich entschlossen aufraffend, nach dem peinlich saubergebürsteten schwarzen Rock, stellte den pfeifenden Zylinder aus der Schachtel heraus auf den Tisch, ging leise zur Tür des Schlafzimmers und horchte. Ein leises Stöhnen und Wimmern kam von drinnen, er trat ein. Die junge Frau lag ganz still in den Kissen, den Kopf mit dem leisen, dunklen Haar ihm etwas seitlich gewendet. Als sie ihn sah, das ernste, feierliche Gesicht, wollte sie sich aufrichten, aber es gelang nicht. Sie sagte mit Anstrengung, in der alles Entsetzen ihrer fieberdunklen Augen lag:

„Du ... gehst?"

Doktor Strafmann trat rasch ans Bett, ergriff die heiße Hand seines Weibes:

„Ich muß doch ..."

„Du mußt ..." Das war wie ein Hefer Seufzer. Aber dann schrill und unvermittelt:

„Daß ihn doch lebend ... daß ihn doch lebend"

Er versuchte, ihr gärtlich beruhigend übers Gesicht zu streicheln, über die Stirn, auf der große, kühle Schweißtropfen standen. Sie wandte sich wie erschrocken von dieser Berührung ab und wehrte ihm, fuhr mit der Hand leise über ihren schmerzenden Leib:

„Das da will doch auch leben ... das da will doch auch leben!"

Die Gebärmutter machte ihm ein Zeichen. Er ging rasch, mit einem letzten Blick auf die wieder wie leichmäßnisches Daliegende, deren Hand allein zu leben schien und sie wie automatisch über ihren Leib bewegte, gärtlich streichelnd, auf und ab, rubelnd.

Strafmann warf einen Blick noch in den Spiegel. Die schwarze, schlanke Gestalt sah tadellos aus. Er bog seine Lippen zurecht, rückte das harte Kinn noch etwas vor und zwang zwei steile und scharfe Falten über seine Nase in die glatte Stirn.

Als er zum Zylinder griff, packte ihn der Gedanke: Wenn ich nun nicht gehe?! Wenn ich ihr nun sage, daß ich nicht gehe?! ... Unmöglich! ... Unmöglich! Und wie unlöglich diese Frauen sind! Weil sie leben will, soll dieser brutale Mörder auch leben. Na, sie war krank. Ihr Zustand brachte das eben mit sich, das würde alles schon wieder vergehen. Bloß keine Sentimentalität jetzt. Pflicht ist Pflicht und geht allem anderen vor.

Er ging, ohne ein unbehagliches, drückendes Gefühl loszuwerden. Es war eine unbestimmte Furcht vor den unergründlichen Zufälligkeiten des Lebens in ihm. Vor dieser phantastischen Nähe von Geburt und Tod, die ihm noch niemals so grell zum Bewußtsein gekommen war. Je mehr er nachdachte, als er in der Droschke den langen Weg zum Gefängnis rattterte, erfaßte ihn eine unerklärliche Angst vor dem Kinde, dem seine Frau das Leben geben wollte. Dieser Paul Schurig war auch ein Kind gewesen, ein guter Sohn, sagte die Mutter. Streng erzogen von dem ehrbaren Vater. Konnte denn sein Kind auch ein Mörder werden? Dieser plötzliche Gedanke machte ihn ganz fassung los, seine Zähen gerieten in eine ungeahnte Bewirrung, die er mühsam löste und deren Resultat war, daß er dies Kind nie haben, ehe es geboren war, nie es ansehen, unausdenkliche Möglichkeiten in sich berg. Möglichkeiten, vor denen einem Grauen kommen konnte, und für die er niemals die Verantwortung übernehmen könnte. Er fröstelte sichtbar und fühlte, daß er keinen Schmerz empfinden wollte, wenn es bei der Geburt würde. Dann war diese peinigende Furcht zu Ende. Mag es sterben ... Mein eigenes Kind?! dachte er und erschrak vor sich selbst. Aber das ließ ihn nicht mehr los. Wer weiß, wozu es gut ist, wenn es stirbt. Wenn sie nur leben bleibt. Die Furcht vor dem Leben und dem Tode traf plötzlich so an seinem Herzen, daß er blaß und alt aussah, als er das Gefängnis betrat. Er riß sich zusammen. Es mußte ja alles sehr schnell gehen. Eine Viertelstunde dann war alles vorüber, auch diese bösartigen Gedanken, und er konnte wieder aufatmen.

Der Mörder Paul Schurig hatte die letzte Nacht seines Lebens ruhig geschlafen. Er zeigte keine Furcht und keine Reue. Der Staatsanwalt fühlte seine Beine einen Augenblick schwach werden, als ihn der Verurteilte mit einem unsagbaren Lächeln, das verheimlichte Angst, Spott, Ueberlegenheit, erzwungene Lustigkeit oder feinste Unheimlichkeit sein konnte, ansah. Doktor Strafmann wunderte sich, wie fest und sicher dieser Mensch gehen konnte. Zum Tode! Im Angesichte des Richtblocks, beim Läuten der Armesünderglocke.

Dann dauerte es wirklich nur zehn Minuten. Im Augenblick der irdischen Vergeltung schloß Strafmann krampfhaft die Augen, nur deswegen, weil plötzlich blutrot vor ihm sich die Fenster öffnete. Da sah er noch den abgeschlagenen Kopf springen und stürzte fort.

Aber er hatte sich geirrt. Die Furcht wich auf dem Heimwege nicht. Sie wurde stärker. Er ging ins Kaffee, um Augenblick daran dachte, nicht heimzugehen. Alkohol zu genießen, sich zu betäuben. Viel Alkohol. Die große Furcht vor dem Unerklärlichen, das Leben über Geburt und Tod hat, und vor dem der Mensch plötzlich zusammenbrach, und vor dem ein Kind entstehen kann, wie jeder mag aus sich herauszerren. Betäubung ist Feigheit, dachte er, mein Gott, habe ich denn keine Nerven mehr? Er nahm er keinen Wagen, sondern lief durch die kühle Morgenluft, aufgeweckt und furchtsoll. Doch die Morgenfrische brachte ihm die erhoffte Beruhigung nicht.

Als er seine Wohnung betrat, kam ihm der Arzt entgegen. Strafmann blickte ihn fragend an, sein Herz schlug laut. Plötzlich, als der Arzt lange schwieg, wußte er alles, schrie mühsam beherrscht:

„Herr Doktor!"

Der faßte seine Hand: „Es war für Ihre arme Frau zu schwer..."

Strafmann hielt sich an dieser fremden Hand fest, verwirrt und fassungslos, stammelte:

„Mann ... wann, geschah es denn ...?"

„Genau vor einer halben Stunde. Es ist ihr leicht gemorden, zuletzt. Sie hat nur noch einmal nach Ihnen gerufen..."

„Nach ... mir! ..." Strafmann taumelte nach seiner Uhr. Vor einer halben Stunde ... da ... da ... fiel ja auch .....

Er murmelte unverständlich, so daß der Arzt ihn verwundert ansah und sprechen wollte. Strafmann zerbiß seine Lippen, der Arzt preßte noch immer seine Hand.

„Sie müssen den Verlust tragen, Herr Staatsanwalt ... es wird Ihnen leichter werden, denn das Kind Ihrer lieben Frau lebt und ist ein gesunder Junge..."

Er riß sich Strafmann jäh los, stürzte ins Schlafzimmer und wühlte knieend den Kopf in ein weißes Kissenbündel, aus dem ein quälendes Schreien kam.

Reklame

In den Nichtraucherkupees der Untergrundbahn steigt ein Herr mit brennender Zigarre.

„Hier ist Nichtrauchen!" wird ihm von verschiedenen Seiten entgegengerufen, ohne daß der Herr darauf reagiert.

Der Zugbegleiter kommt: „Hier ist Nichtraucher, Herr — sehen Sie nicht das Schild da?"

Darauf der Herr: „Ich kann doch nicht alles tun, was da steht. Da steht ja auch: Trage Hausmann-Bitterschokolade!" F. C.

Die Tragödie des Komikers

Max Linders geheimnisvoller Selbstmord.

M. Leviolles, mit seinem weltberühmten Pseudonym Max Linder, ist in Bordeaux zur Welt gekommen. Er war Schauspieler, ehe er sich dem Film widmete. Der Beginn seines Ruhmes fällt mit dem Beginn des Lichtspiels zusammen. Andere, Chaplin voran, haben ihn überflügelt. Die weiße Leinwand bietet heute Humoristen aller Genres. Sie alle sind undenkbar ohne Linder, wie Beethoven ohne Bach, Goethe ohne Lessing. Linder schuf aus eigener Erfindung, ohne Vorgänger; er begriff als erster die Gesetze des Kinofilmspiels, dessen Aufgaben ganz andere sind, als die der Bühnenlustspiele. Die Uebertreibung, die Groteske, die Situationskomik — Linder vereinigte diese Elemente zum neuen Topus des heiteren Film-Einakters. Früher war er der einzige, später der beliebte Komiker. Und wenn heute seine Bedeutung nur mehr historisch zu schätzen ist, da seine Versuche von anderen geschickter verwertet wurden — so ist schon darin Tragik, Tragik des Komödianten.

Wer hatte ihm sonst widerstanden, wenn er die Dinge, die ihm im Wege standen, durcheinanderwarf, die Reine vorchaplinsinnlich in Konfusion brachte, in absichtlicher Verzerrung Rauchfänge und Geschirr, Koch und Wachmann, Feuerspritze und Kinderwagen übereinander stolpern ließ? Seine Art erschöpft sich darin; er hätte neue Wege suchen müssen. Aber daran hinderte ihn die andere, die private Tragödie seines Lebens.

Diese begann vor langem schon. Der große Humorist war in Wahrheit melancholisch, kränklich, nervös. Der Kontrast ist nicht neu. Psychologisch hat man ihn so gedeutet, daß erst aus der völlig durchkosteten Bitterkeit des Lebens die Lust erwacht, das Leben zu verulken und sich durch selbstquälerische Heiterkeit am Weltschmerz zu rächen. Das Passage-Motiv spielt mit hinein: daß der Komiker nicht nur in Heiterkeit exzedieren will, sondern muß — da er nun einmal bezahlt ist —, daß er sich als Lacher zu exhibitionieren verpflichtet hat, auch dann, wenn vor seinen Augen ein Rasiermesser und im Herzen Veronal ist.

Das Geschick Linders nahm an Unbill katastrophal zu, als er vor zwei Jahren — fast fünfzigjährig — heiratete. Wie hatte alles nach Glück ausgesehen! Wie filmromantisch war die Vorgeschichte dieses Bündnisses. Stummfilmstar Linder umwarb die junge Tochter einer berühmten Schauspielerin, Lucie Petere, den berühmten Schauspieler. Viele Jahre später trifft sie mit ihm wieder zusammen, schwört, von ihm nicht lassen zu können, widerlegt seine Bedenken — Alter, Krankheit, Bohemienleben, Abneigung gegen Unfreiheit — und fährt dem unentschlossenen Flüchtigen in die Schweiz nach. Von Anfang an denkt Max Linder an Scheidung. Seine Frau ist sehr reich, er rührt das Geld nicht an.

Die Pikiäre berichten intime Eifersuchtsszenen, die von der Frau ausgingen und zu Engagement-Verzichten des Künstlers führten, so oft die Frau Grund zur Eifersucht zu haben glaubte. Es mag dahingestellt sein, über diese Szenen zu schweigen. Das Bild des Künstlers wird durch die Indiskretionen nicht umrissener.

Linder besaß eine Villa, aber er lebte in Hotels. Er spielte, es war zum Totlachen. Abends versuchte er, sich und die Frau zu töten. Der Versuch mißlang, im Vorjahr, in Wien. Lucie Petere-Linder war damals schwanger. Das Kind kam in der Schweiz zur Welt. Eine Weile war Friede.

In Paris begann Linders Laufbahn, dort endete sie am 1. November 1925. Ein Brief hat sich gefunden: „Meine Frau wünscht, daß wir gemeinsam sterben; es geschehe also!" Dem widerspricht ein Brief seiner Frau: „Er wird mich sicherlich noch töten." Es kann also sein, daß auch der letzte Schritt, das Sterben, nicht einvernehmlich geschah. Auf dem Nachtkästchen stand ein geöffnetes Fläschchen Veronal. Mit einem Rasiermesser hatte Linder seiner Frau und sich die Pulsadern aufgeschnitten. Er hatte vorher die Frau betäubt. Der Tod war beschlossen gewesen, als Linder nach in Ateliers stand, Situationskomik um sich verbreitete und alles über sich zusammenstürzen ließ.

Neurasthenie und Ehegemüt sind Umschreibungen. Aus der Unverträglichkeit eines traurigen Gemüts mit der kurios, bitteren Außenwelt erwuchs letzten Endes das Spiel, das die Zuschauer mit einem „plaudite amici" begleiteten, weil sie es für eine Komödie hielten und dessen erschütterndes Ende erst die Aufklärung gab: tragoedia finita est.

Talentprobe

Zu Rudolf Nelsson kam eine ziemlich hübsche, aber offenbar etwas prüde Frau.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Gnädige?"

„Ich möchte fragen, ob Sie mich vielleicht in Ihrer neuen Revue als Statistin beschäftigen können."

„Hm! Zeigen Sie mir mal Ihre Beine."

„Muß das sein?"

„Ja, natürlich."

Die Besucherin hebt vorsichtig ihren Rock bis zum rechten Knie. Nelsson mustert mit Feldherrnblick das Bein.

„Nicht übel! Bitte, das andere!"

„Das andere? Das ist genau wie dieses."

„So, so! Dann hinterlassen Sie mir bitte Ihre Adresse, ich werde Ihnen schreiben, sobald ich eine Tänzerin mit zwei rechten Beinen brauche."

M—r.

Moden-Sonderbericht der „Nachtpost"

1. **Nachmittagskleid** aus lavendelblauem Tuch mit neuartigem Bolerokäschen, leichter Stickerei und Besatz aus grauem Pelz. Passender Mantel dunkelviolettfarbig.

2. **Nachmittagskleid** aus schwarzem Lindener Samt, hochgeschlossen, mit Stickragen, Jabot und Aermelvolant aus weißem Krepp Georgette.

3. **Nachmittagskleid** aus mehrotem Moskitos mit eingelegten Falten und roter Seide. Revers und Einsatz aus beigefarbiger Seide.

4. **Nachmittagskleid** aus flaschengrünem Velvet, mit Besatz aus Phantasie-Goldspitzen.

Besuchskleider und Wintersport.

Die Zeit der nachmittäglichen Zusammenkünfte hat begonnen. Man trifft sich wieder im Kränzchen bei den lieben Freundinnen oder im Café, auch bei einem Nachmittagstee oder bei einer Wohltätigkeitsvorstellung. Die Stunden von 4—7 Uhr gehören der Frau, der traulichen Aussprache nach all den Mühen und Sorgen des Haushaltes. Und nur zu gern schmückt sich die Frau für diese Stunde.

Das Teekleid ist das Lieblingskleid der Frau. Sie wirft das Wirtschaftskleid des Vormittags ab, und mit dem wollenen oder seidenen Teekleid wird sie auch ein anderer Mensch. Wird aus der Hausfrau die eleganteste Dame. Die Mode macht Kleider und Kleider machen Leute. Das ist zu allen Zeiten so gewesen. Nur muß man etwas Kleidsames wählen, damit man jung und vorteilhaft aussieht.

Die solide Frau wird in diesem Winter gewiß wieder gern zu Tuch, Wollkrepp oder Jideline greifen, denn ein wollenes Kleid ist wärmer und dauerhafter als ein Seidenkleid. Das Seidenkleid wird besser für festliche Gelegenheiten vorbehalten. Im Augenblick denkt man an das warme Kleid. Sehr angenehm ist auch Velvet. Schon weil er sehr dekorativ und außerdem warm und winterlich ist. Velvet mit etwas Pelzbesatz oder Spitze gehört daher zu den hübschesten Winterkleidern dieser Art. Veilpeilsweiche Velvet in irgend einer Wasserfarbe mit Goldbinze oder erster Klasse Imitation echter Spitzen zählt zu den Wirkungsvollsten, das sich auf diesem Gebiet bringen läßt. Unter den Farben nimmt außer Schwarz, das immer solide und praktisch ist, Flaschengrün, vom modischen Standpunkt aus betrachtet, den ersten Platz ein. Daneben steht Lavendelblau die Königsblau in vielen Schattierungen und noch wie vor alle rotlila Töne.

Allmählich kommt auch die Zeit zur Winterreise heran. Man überlegt, so man überhaupt reist, ob's diesmal an wärmere Gegende oder in Eis- und Schneeregionen gehen soll. Viele ziehen aber die Gebirgssonne, die die Wäckchen schneller bräunt als die Sonne des Südens, noch immer vor, schon weil sie ihnen allerhand gesunde Sportmöglichkeiten bietet. In diesem Jahre ist auch das Sportcostüm komplett und mit all diese Uniformanzüge breitetig. Sehr zum Vorteil für alle Beteiligten, auch für die Zuschauer. An den Weihfleidern wurde von allen Nichtsportetreibenden bisher immer Anstoß genommen. Jetzt hat die weiße Mode zum hübschen Ausgleich gefunden: Sie schafft Röcken, Jumper und darüber einen langen Mantel, der alles bedeckt. Auf diese Weise gibt's keinen Verdruß, und wenn die Mode den Mantel vorschreibt, der ja überall, selbst in den Ballsaal mitgenommen wird, ist selbstverständlich ohne den Mantel kein Ausgang mehr. Beim Sport wird er abgeworfen, aber auf allen Wegen nom um zum Sportplatz wird er getragen. Eine weiße Mode! Außerdem gibt's auch allerhand Jumperkleider mit kurzem oder geteiltem Röckchen, die oft einzeln Beinkleider haben, die sehr gut beim Rodeln getragen werden können. Wer also keinen ernsthaften Sport treibt und nur so ein bischen in den Bergen herumtrapelt, kann sehr gut in Rock und Jumper einherstapfen und rodeln. Denn alle Unterkleidung ist ja in den Rock hinein oder genau passend dazu gearbeitet.

Ueberhaupt gilt hier die gleiche Regel wie bei dem Ensemble. Eines muß zum andern passen. Von Kopf bis Fuß. Und unsere Fabrikanten und Modekünstler stimmen vom Strumpf oder von der Gamasche bis zur Kappe alles aufeinander ab und liefern es gleich passend zusammen. Das ist sehr erfreulich, denn dadurch kommen Frauen, denen solche Dinge gleichgültig erscheinen, gar nicht in die Verlegenheit selbständig zu handeln, oder gar selbst etwas zusammenzustellen. Sehr elegante Frauen, die länger an einem Winterkurort bleiben, werden selbstverständlich einen weißen Anzug mitnehmen. Cordsamt mit englischem Flanell oder weichem Flausch ist hier sehr beliebt und gern zusammengestellt. Dazu eine flotte Kappe und Pelzbesatz aus weißer Ziege, weißem Kaninchen, französischer Katze, deren Felle auch reizende weiße Sportjacken und Pelze ergeben. Dazu werden weiße Jumper oder Kleidchen getragen. Cordsamt ist in diesem Jahr für den Wintersport sehr geschätzt. Namentlich auch für den Eislaufsport, der ja überall wieder sehr gepflegt wird. Ein Jumper mit einem Glockenrock ist hier sehr beliebt. Teils aus Samt mit Wolle, teils ganz aus Samt mit billigem Pelzbesatz und passenden Weintkleid und Kappe. Das beste Eislaufkleid, besonders für Kunstläuferinnen, ist Velvet in Prinzeßform mit weitem Glockenrock. Die Mode kommt hier den Damen sehr entgegen. Raskaks sind auch sehr beliebt, deren Länge oft bis an die Knieketten reicht. Auch diese Form ist sehr bequem und wird deshalb von Eislaufkünstlern gern gewählt.

Die „richtigen" aber, die kein Wind und kein Wetter abschreckt, bleiben aber beim norwegischen Stilsilum und bei der Windjacke, deren Wetterfestigkeit ihnen allein sportgerecht erscheint. Es gibt einen ernsten Sport und einen Amüsiersport, und die Damen, die nur ein 5—14 Tage im Schnee herumtapsen, um sich zu erholen, wollen vor allem hübsch aussehen. Die andern wollen vor allem nur zweckmäßig angezogen sein. Nicht sich nun aber beides vereinen, dann ist man aller Parteien gerecht, und der Zuschauer hat ein schönes Bild. Zudem zweckmäßigkeit ist ebenso vom Uebel, wie zuviel Eitelkeit. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

5. **Anzug für den Wintersport** aus weißem Flanell mit Broschen und Jumper mit angeschnittenem Schal. Dazu Mantel aus weißem Cordsamt mit weißem Ziegenbesatz.

6. **Sportanzug** aus landfarbigem Kasha mit kariertem Besatz. Dazu landfarbig und braun karierter Mantel mit Sturmschuppenbesatz.

7. **Eislaufkostüm** mit Röckchen aus grauem Kasha und grauem Pelzbesatz. Dazu weinrote Kappe mit grauen Gletscherapplikationen und grauem Pelzbesatz und rote Kappe.

8. **Sportkostüm** mit langer Kapuze und Knickerbockers aus bräunlichem, in sich gemusterten Herrenstoff. Dazu langer Mantel mit braunem Plüschfutter und Besatz von braunem Pelz.

Spielplan der Breslauer Theater

Stadt-Theater
Telefon R. 1254 u. 6815.
Dienstag 6½ Uhr: „Die Meistersinger von Nürnberg".
Mittwoch 7½ Uhr: „La Traviata".
Donnerstag 7 Uhr: „Tannhäuser".
Freitag 7½ Uhr: „Jenufa".
Sonnabend 7½ Uhr: „Indigo und die vierzig Räuber".
Sonntag 7½ Uhr: „Der Evangelimann".

Lobetheater
Telefon R 6774.
Dienstag 8 Uhr: „Das Apostelspiel" und Tartüff".
Mittwoch bis Freitag 8 Uhr: „Don Carlos".
Sonnabend 8 Uhr: Erstaufführung: „Die grüne Flöte".
Sonntag 3½ Uhr: „Der Kreidekreis".
Sonntag 8 Uhr: „Die grüne Flöte".

Thaliatheater
Telefon R 6700.
Dienstag 8 Uhr: „Die Dampfmaschine".
Mittwoch 8 Uhr: Erstaufführung: „Liebelei".
Donnerstag 8 Uhr: „Familie Schimek".
Freitag 8 Uhr: „Die Dampfmaschine".
Sonnabend 8 Uhr: „Familie Schimek".
Sonntag 3½ und 8 Uhr: „Liebelei".

Schauspielhaus
Telefon R. 2545.
Dienstag 8 Uhr: „Wiener Blut".
Mittwoch 8 Uhr: „Der Evangelimann".
Donnerstag und Freitag 8 Uhr: „Wiener Blut".
Sonnabend 8-Uhr: Erstaufführung: „Der Orlow".
Sonntag vorm. 11½ Uhr: Zeppelin Ecener Veranstaltungen.
Sonntag 3½ Uhr: „Gräfin Mariza".
Sonntag 8 Uhr: „Der Orlow".

Viktoria-Theater
Telefon R. 2297.
Täglich 8¼ Uhr: Gastspiel Elfriede Mertens: „Alraune".

Liebich-Theater
Täglich 8 Uhr: „Das Große Revue-Programm".

Victoria-Theater Tel. Ring 2297
Täglich 8¼ Uhr
Auch Bußtag und Totensonntag

Regina-Weinstuben
Dorotheengasse 3/5, an der Junkernstraße neben Kißing
Telefon Rg. 6882
Aus der Weinkarte:

Jahrg.	Sorte	½ Flasche ℳ St.-Wert
1922	Ihringer Thorgasse	1.60
1918	Ungsteiner Unterer Durlach Cresz. Winzerverein	2.75
1922	Deidesheimer Hochstück Cresz. Winzerverein	2.90
1922	Liebfraumilch	3.50
1921	Bockenheimer Dom, Natur Cresz. W. Schmit	3.50
	Französische Rotweine, ab	2.00
	Fettsüß-Dessertwein, ½ Ltr.	1.60
	Alt. Malaga 3.25, Tarragona	2.75
1922	Haut Sauternes	3.50
	Sekt Purrier extra Dry	4.50
	Erdbeer- u. Ananas-Bowle einschl. Steuer . . . . Ltr.	2.75

Bei Bezügen außer Haus Sonderpreise!
Erstkl. billige Küche
Künstler-Konzert
Stimmung! 1143

Union-Weinhaus
Schweidnitzer Stadtgraben 9
Seit 25 Jahren bestehendes und allseitig bekanntes
WEIN-RESTAURANT
Gute Küche ★ Dezente Musik
Weiße Stühlchen-Bar
Telefon Rg. 1407 Inh.: Willy Neumann

Schauspielhaus
Operettenbühne
Tel. Ring 2545
Dienstag, Donnerstag u Freitag 8 Uhr: Auftreten Walter Jankuhn:
Wiener Blut.
Mittwoch (Bußtag), 8 Uhr:
Gastspiel d. Stadt-Theats. In neuer Vorbereitung
Der Evangelimann.
Sonnabend 8 Uhr:
Gastspiel Elly Leux — Auftreten Walter Jankuhn in neuer Ausstattung
Zum 1. Male:
Der Orlow.
Sonntag, nm. 3 ½ U. Auftreten Walter Jankuhn
Gräfin Mariza.
Sonntag u. täglich, 8 Uhr:
Gastspiel Elly Leux — Auftreten Walter Jankuhn. In neuer Ausstattung
Der Orlow.

Liebich Theater 7/1926
Telef. Stephan 34646.
Täglich 8 Uhr:
Gastspiel
Schwestern Swanson
und
Brüder Rigoletto
Varieté im Varieté
Adrian Singels
10 Elefanten
und
6 sensationelle Varieté-Neuheiten
Eintrittspreise:
von 1 Rm. an
I. Parquett 3 Rm.

Wo gehen wir hin? in den **Breslauer Trichter**
Ketzerberg 25 27
TANZ und **Verkehrter Ball.**
Neu! Neu! Neu!
Original Jazzbandkapelle.

Trocadero-Weinhaus
Neue Gasse 2 Tel. Ohle 4207
Mosel- und Rheinweine von 1.20 Mk. an
Schaumweine von 4.00 Mk. an
Täglich: Trio-Künstler-Konzert
Bols-Liköre! Vornehmer Barbetrieb!
Original Wiener Küche!
7897

? ?
Wo ist Kunstpfeifer Frank genannt Knoppchen und der schöne Hugo?
Bei
Richard Werner im Pfeiffer
Ohlauerstr. Ecke Neue Gasse

Wo gehen wir hin? in **Jaeschke's Restaurant**
Bahnhofstr. 1/3 hinter der Bahnhofhalle
Befestigte Räume

Bürgerpark Krietern
Endstation der Linie 2 Südpark
Jeden Mittwoch: **Verkehrter Ball**
Jeden Sonntag: **Bürgerpark-Ball**
Die Original-Jazz-Band-Kapelle spielt die modernsten Schlager!

Kaffeehaus Gröschelbrücke
Hallesche Linie 15 Oswitzer Chausee
Sonntag 4 Uhr:
Vorne mer Tanz
Jed. Freitag 8 Uhr
Der beliebte Haushall Jazzband-Quartett Ia.

„Zum Ratsherrn"
Restaurant, Bier-, Wein-, Likör-Stuben
Täglich Konzerte
Breslau I - Ring 5, Kurfürstenseite.

Rote Mühle
Ab 1. II. 1925
Die Schlager:
Kapelle Schubfuss — 5 Grebnloffs
Tourbillontänzer — Manja Gregowa
Die guten, billigen Weine!
Der freie Eintritt! 8008

Besuchen Sie bitte die Wein- und Bierstuben „Zur blauen Maus!"
I. V.: Else Latus
Breslau 8, Feldstraße Nr. 32
Fernsprecher Ohle 9392
5 Minuten vom Hauptbahnhof
Angenehmer Aufenthalt

Neu eröffnet! Neu eröffnet!
Wohin?
Immer rin in die
Junkern-Klause
Junkernstr. 28/30
neben der Ersten Kulmbacher.
Liköre, Weine, Echte Biere
Vorzügliche Küche
Solide Preise
Dezente Musik Gemütlicher Aufenthalt
I. V.: Eduard Gerber.
Neu eröffnet! Neu eröffnet

Café Oderterrasse
Werderstraße, an der Universität
Intim — elegant
Täglich: Künstler-Konzert
Weine — Gute Küche — Solide Preise
1004

ZABCZINSKY